

### Das Erbe der Ahnen

dem deutschen Volke in Wort und Bild zugänglich zu machen ist Aufgabe und Ziel unserer Verlagsarbeit. Sie umfaßt daher Forschung und Lehre über Raum, Geist und Tat des nordrassigen Indogermanentums. Sind doch in ihm jene unüberwindlichen Kräfte beschlossen, die seit Jahrtausenden fortwirken und aus denen wir wie unsere Ahnen auch heute empfangen:

Erbe, Glauben, Tat.



Verlags-Prospekte erhalten Sie in jeder Buchhandlung oder vom Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem



# Germanien

Monatshefte für Germanenkunde

Heft 5 / Mai 1941

RM 0.60

## Inhaltsverzeichnis

Robert Schindler	Zwei vorchristliche Jahrsteilungen im Deutschen Bauernkalender (II) . . . . .	161
H. Jantuhn	Birka und Halthabu . . . . .	175
K. Th. Weigel	Der Wilde Mann im Holzbau. Beitrag zur Klärung eines Sinnenbildes . . . . .	181
Aus der Landschaft	Volksgedächtnis und Überlieferung . . . . .	187
Erwecker der Vorzeit	Walther Beek . . . . .	193
Die Fundgrube	Eine Beziehung zwischen Wort und Sinnbild . . . . .	195
	Vom „Königsprung“ der Germanen . . . . .	198
Die Büchermaage	Erwin Blencke: Untersuchungen zur Religion der Westslaven . . . . .	199
	Königsgut und Königsfors in Zeltalter der Karolinger und Ludolinger und ihre Bedeutung für den Landausbau . . . . .	199
	Deutsche Burgengeographie . . . . .	200
	Dr. Robert Jander und Dr. Clara Teschner: „Der Rosengarten.“ . . . .	200
Den Umschlag gestaltete Eugen Herdinger, Augsburg, unter Verwendung eines Motives aus dem Dom zu Schleswig.		

## »Germanien« Monatshefte für Germanenkunde

Zeitschrift aller Freunde germanischer Vorgeschichte. Herausgegeben von der Forschungs- und Lehrgemeinschaft »Das Ahnenerbe«. Hauptschriftleiter: Dr. J. D. Plasmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstraße 16. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7-11.

13. Jahrgang, Neue Folge Band 3, Heft 5.

Bezugspreis: Einzelheft RM. -60, 3 Hefte vierteljährlich durch die Post RM. 1.80. Zahlungen: Postcheckkonto Leipzig 9978. - Bezug durch Post sowie durch den Buch- und Zeitschriftenhandel. - Beilagen und Anzeigen werden z. B. nach Preisliste 1 berechnet. - Falls bei Postzustellungen unserer Zeitschrift »Germanien« Unregelmäßigkeiten auftreten, bitten wir zunächst diese bei Ihrem Briefträger, dann erst bei dem Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, zu beanstanden.

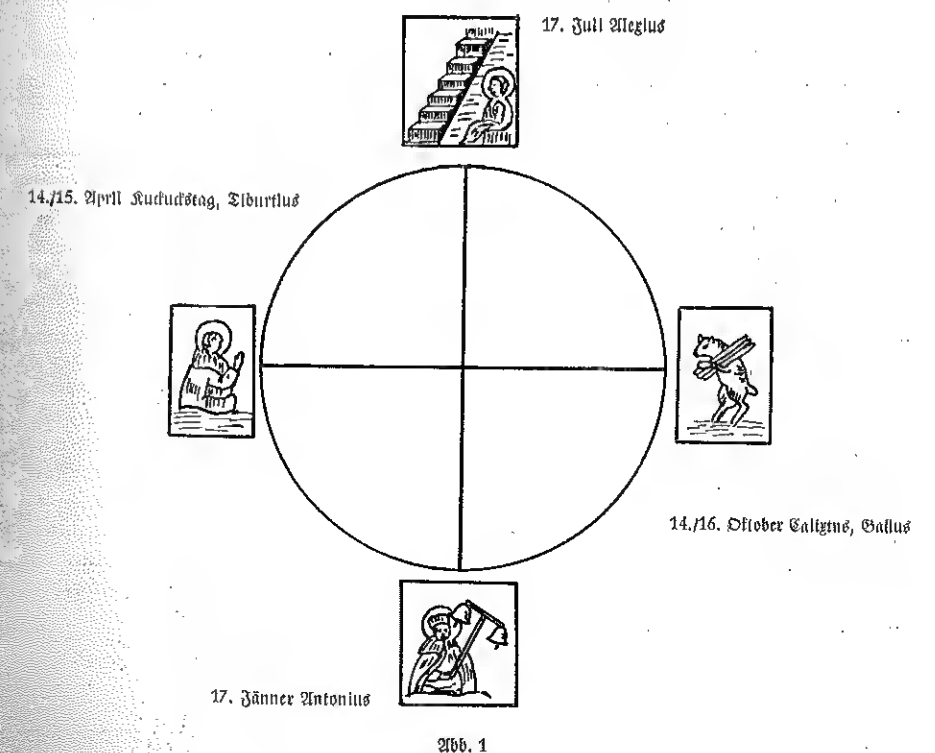
## Robert Schindler: Zwei vorchristliche Jahrsteilungen im Deutschen Bauernkalender (II)

Der nachfolgende Aufsatz ist eine Ergänzung und Weiterführung zu einem Aufsatz des Verfassers im letzten Jahrgang. Wir legen ihn der Öffentlichkeit vor, ohne uns jetzt schon alle Ergebnisse zu eigen zu machen; dazu rechnen wir vor allem die Frage, ob die Germanen wirklich eine Jhs von ägyptischer Herkunft unter diesem Namen verehrt haben, wie auch den angenommenen starken ägyptischen Einfluß auf die germanischen Jahresrechnungen überhaupt. Die Schriftleitung.

In Novemberheft 1940 dieser Zeitschrift »Germanien« zeigte ich auf Grund von Bauernregeln, von Sinnbildern in Holzkalendern und von Namen volkstümlicher Kalender, heiliger, daß unsere Bauern zwei alte Jahrsteilungen erhalten haben. Die eine derselben teilt das Jahr in drei Teile. Ich habe sie das »Vertrudenjahr« genannt, weil ihre Jahrespunkte durch die Namen Vertrud und Meglus gekennzeichnet sind, und zwar wie folgt:

17. März Vertrud, Meglus 17. Juli Meglus 17. November Vertrud

Die andere Jahreszeitung teilt das Jahr in vier Teile, wie der Jahreskreis hier zeigt, welcher die »Mandln« des steirischen Bauernkalenders wiedergibt.



Diese Teilung habe ich das »Kuckucksjahr« genannt, weil der 14. oder 15. April in Deutschland von den Bauern als Kuckuckstag bezeichnet wurde. Eine Teilung des Jahres mit dem 14. April als Sommeranfang und dem 14. Oktober als Winteranfang ist aus Skandinavien längst unter der Bezeichnung »Nordisches Jahr« bekannt gewesen.

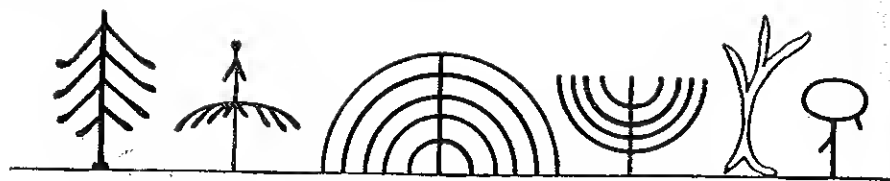


Abbildung 2. Einbildchen des 14. Oktober, der „Ersten Winternacht“, in skandinavischen Holzkalendern.

Sowohl das Kuckucks- als auch das Vertudenjahr ist nicht nur bei den Bauern Deutschlands und Skandinaviens im Schwange gewesen, sondern auch bei denen Nordfrankreichs, Oberitaliens, Ungarns, Bulgariens und Rußlands. Dies soll erst später in diesen Monatsheften gezeigt werden.

Von beiden Jahresteilungen gibt es Varianten, indem nicht immer die 17. Monatsstage, sondern auch die 16., 15. oder 14. durch Bauernregeln, Einbildchen oder Bauernheilige im Kalender ausgegliedert sind.

#### Die Herkunft des Kuckucks- und des Vertudenjahres.

Die Frage, woher die beiden bäuerlichen Jahresteilungen kommen, erhebt sich drängend. Der Verfasser ist sich zwar bewußt, daß seine Antwort noch nicht einen geschlossenen Beweis bringt, er hofft aber berufene Fachmänner zu wissenschaftlichen Forschungen auf diesem Gebiete anzuweisen.

Während Bilfinger den 14. April Elbertus als Sommeranfang des Nordischen Jahres aus der christlichen Osterrechnung zu erklären suchte, glaubt Einzel, daß die Bewohner Skandinaviens wohl selbständig um das Jahr 1000 die 14. und 15. Tage der Monate als natürliche Monatsanfänge bestimmt haben könnten. Dieser Einwand Einzels gegen Bilfinger besteht zu Recht. Warum aber haben die Skandinavier den 14. April und den 14. Oktober zur Teilung des Jahres gewählt, und nicht die aus der natürlichen Jahresteilung nach den Sonnenwenden sich ergebenden vier Tage: 14. Dezember und 14. Juni, 14. März und 14. September? (1) Da sowohl das viergeteilte Kuckucksjahr als auch das dreigeteilte Vertudenjahr den Sommerpunkt gemeinsam haben, so kann doch nur dieser ursprünglich der Ausgangspunkt des Nordischen Jahres sein. Wir wenden daher ihm unser besonderes Augenmerk zu.

Einen Wink für die Herkunft des Kuckucks- und des Vertudenjahres gibt uns das Einbildchen der Stiege, welches sich in deutschen Wandl-Kalendern am 17. Juli, in skandinavischen Stabkalendern aber am 20. Juli findet (2). Diese beiden Tage sind außerdem durch dieselbe Heilige verbunden: unsere hl. Margarete heißt nämlich in der Ostkirche Marina und hat dort (neben Lazarus) den 17. Juli inne. Zum dritten ist sowohl der 17. Juli als auch der 20. ein Bientag. In der Steiermark hat sich nämlich zum 17. Juli ein Sprüchlein erhalten, das mir Herr Lehrer Alois Hammer aus Knittelfeld mitteilte. Es lautet:

Leg hinter der Stiege

Laßt die Heanbeant (Honigbienen) fliegen.

Zum 20. Juli, der im Kalender der Ostkirche nach dem Propheten Elias genannt wird, sagt Vermoloff für die russischen Bauern:

Die Bienenzüchter halten den Eliastag für einen sehr wichtigen Zeitpunkt in ihrem Gewerbe: „An Elias geschieht das frühzeitige Beschneiden der Bienen.“ „Reich wie die Eliawabe.“ Letztere Redensart beruht auf dem Umstand, daß die Bienenzüchter am Eliastag die Stöcke besichtigen und den Aufkäusern der Bienen verkaufen. Am demselben Tage siedelt man die Bienen von einem Stock in den andern, reinigt die Stöcke usw. Das Schwärmen der Bienen

muß zum 20. Juli schon zu Ende sein, da „Der Eliasschwarm (der späte) keinen Gewinn bringt“ (russ.) (3). „Vor Elias ist der Schwarm gut, nach Elias – zum Spucken“ (ukrain.). Die Esten glauben, man soll am 20. Juli (Margarete) nicht arbeiten, sonst schädigt der Bär die Herden und Bienenstöcke (4).

Nachdem wir nun erkannt haben, daß der 20. Juli durch ein Einbildchen, durch einen Heiligennamen und durch den Volksbrauch mit dem 17. Juli übereinstimmt, fragen wir uns nach der Bedeutung jenes Tages.

Der 20. Juli des julianischen Jahres traf mit dem 1. Thot des altägyptischen zusammen, dem Neujahrstag des Siriusjahres, das mit dem Frühaufgang des Hundssternes begann.

In alten Ägypten wurde der 1. Thot als Fest aller Götter und Göttinnen gefeiert. Hauptgöttin und Schutzherrin des Ackerbaues war Isis, „die im Hundsstern aufgeht“ (5).

Der Sirius, welcher im Ägyptischen weiblich gedacht wurde und Sopdet hieß, wovon die Griechen „Sothis“ machten, war „die Göttin“ selbst. Sie wurde auch „Stern der Meere“ genannt (6), wie später ihre Nachfolgerin Maria in der Katakomben. Mit Maria, deren Name gern auf „das Meer“ gedeutet wurde, ist aber Margarete durch den Namen verbunden, denn dieser wird als „die Perle“ gedeutet, und der andere Name der Heiligen „Marina“ ist geradewegs von mare „Meer“ abgeleitet. Wir wissen also nun, warum Margareta-Marina am 20. Juli im Kalender steht.

Man könnte gegen meine Heranziehung von Heiligen zur Erforschung des vorchristlichen Bauernkalenders einwenden, diese seien ja doch durch die Männer der Kirche eingeführt worden und somit nur ein Element der Überfremdung durch römisch-byzantinisch-jüdischen Geist. So steht die Sache aber nun einmal nicht.

#### Isis bei den Germanen.

Ist es bloß auf literarische Überlieferung zurückzuführen, daß auf einigen (allerdings jüngeren) Runenkalendern am 20. Juli ein Stein erscheint (7)? Sollte es nur eine Fabel sein, was der arabische Gesandte Kaswini berichtet, nämlich, daß die Bewohner Schleswigs Sirusanbeter gewesen seien (8)? Das heißt doch mit anderen Worten: sie beteten zur Isis. Nach einer dänischen Sage pflügte Gesten („die Geberin“) die Insel Seeland aus dem Meere. Ihre Ochsen hatten Steine auf den Ecken (9). Auf der Insel Balgheim im niederländischen Seeland wurden fünf Steine gefunden, welche eine Göttin namens Nehalennia mit einem Schiffe und einem Hunde abgebildet zeigen. Jene Mythologen, welche auf Grund dieser Bebilder in der germanischen Göttin eine der ägyptischen Isis entsprechende Gestalt sahen, hatten Recht, und ebenso besteht der Zusammenhang zwischen Nehalennia und der hl. Gertrud von Nivelles (10). Damit schließen wir die uralten Beziehungen der bäuerlichen und seemännischen westlichen Germanen zur Isis ab und wenden uns den östlichen zu.

In seiner Germania sagt Tacitus im 9. Kapitel: „Ein Teil der Sueben verehrt auch die Isis ... unter dem Einbilde eines Schiffes.“ Der Römer selbst wunderte sich über diese Nachricht und würde sie nicht wiedergegeben haben, wenn er an ihrer Wahrheit gezweifelt hätte. Daß römische Soldaten, von denen ein großer Teil germanischer Abstammung war, die Isis kannten und verehrten, bezeugen die ihr gewidmeten Steine. In Kärnten, just dort wo die Kimbern und Teutonen die Römer schlugen, wurde die Isis Noria als Baugöttin verehrt. Hier sind auch die ersten Runeninschriften gefunden worden. Auf der verkehrt eingesehten Inschrift über der Tür des Kirchleins auf dem Urdölsberg bei Maria Saal heißt es: „NOREIAE ISIDI“ (11). Die Namensform EICE (griechisches E) findet sich auf einem in Pannonien gefundenen Steine. Das Volk in Bayern, Tirol und Österreich wußte von einer bald göttlichen, bald teuflischen Frau Eisen zu erzählen und der bairische Chronist Aventinus ist fest davon überzeugt, daß Isis und Osiris (den er König Deyz nennt) im Donaulande waren. Ich glaube, daß der Volksmund den geheiligten Namen gewahrt habe. Marxbrand hat es für möglich, daß germanische Personennamen mit „Isis-“ gebildet wurden (ähnlich den griechischen) (12). Dazu könnte ich noch etwas beitragen: die Legende der



hl. Elisabeth von Thüringen erzählt von zwei hilfreichen Dienerinnen namens Guta (die Gute) und Isintudis. Da Elisabeth mit einem Laib Brot und einer Weinkanne dargestellt wird (auch im Mandl-Kalender) und im St. Elisabethbrunnen bei dem Dorfe Schredt bei Marburg eine Reihe von Gegenständen aus der Bronze- und Steinzeit gefunden wurden, die offenbar Weihgaben an die Quellgöttin darstellen (13), so halte ich die geschichtliche Heilige für die Erbin dieses Kultes. Deshalb erscheinen mir auch die Namen Guta und „Isis-Bräute“ für besonders beachtenswert. Wer aber noch immer nicht an eine germanische Isis glauben will, der überzeuge sich durch das in Echonen gefundene Amulett aus Goldblech, welches den geheiligten Namen zu magischen Zwecken gleich fünfmal zeigt: SIS ISIS ISI CIC ISI (C ist gleich S; Isi ist die richtige, nicht gräßlerte Namensform). Dieses Amulett ist über jeden Zweifel erhaben als germanisch erkannt worden (14).



Abbildung 3

Es werden wohl die Sueben gewesen sein, welche den Isiskult oder wenigstens den Namen der Göttin nach Echonen übertrugen (15), denn dieser Stamm behielt ja den Namen „Isis“ für die Göttin bei (16). Der vornehmste Stamm der Sueben waren, wie Tacitus zu berichten weiß, die Semnonen, welche das berühmte Heiligtum des regnator omnium (Herrschers Aller) innehatten (17). Ein Wunder hat uns auf der Insel Philä in Ägypten einen Scherben aus dem 2. Jahrhundert nach Christus erhalten, der neben anderen Namen den der „Waluburg/ Semnonische Sibylle“ aufweist. Man nimmt zumeist an, diese Seherin sei eine Elloin gewesen. An einen keltischen Einfluß durch sie auf die Germanen oder umgekehrt wagt man kaum zu denken. Doch selbst wenn sie als Elloin nach Ägypten gebracht worden wäre, eine Persönlichkeit, wie diese germanischen Seherinnen es waren, hätte auch als Elloin ihre Geltung erlangt. Wer weiß, ob diese Waluburg nicht von einem Gefolge von Wissenden aus dem semnonischen Heiligtum begleitet war und ein Austausch des Wissens und Glaubens zwischen den Priester-Gelehrten der Germanen und der Ägypter gepflogen ward?

#### Beziehungen zwischen Germanien und Ägypten.

Warum sollten außer dieser Beziehung andere zwischen Ägypten und Germanien nicht möglich sein? Die Miesensteinbauten sind doch ebensogut in Norddeutschland, im südwestlichen Skandinavien, in Britannien, in der Bretagne und in Spanien wie in ganz Nordafrika vorhanden. Schuchhardt nennt die ägyptischen Tempel und Obelisken eine Fortführung des Megalithgedankens. In Hörnes Urgeschichte der bildenden Kunst sieht man Skulpturen aus der Bretagne, die den ägyptischen aus Haar gleichen (18). War nicht vor kaum 2000 Jahren Nordafrika noch ein Bauernland und eine Kornkammer mit welscher Bevölkerung? Dort hat das mit soviel Jabeln überschüttete Land Atlantids wirklich gelegen (19). Poseidon soll baselbst ein Weib genommen haben und zehn Söhne mit ihr gezeugt haben, die Könige des Landes. Poseidon aber ist „der Herr der Erde“ und Seefahrer (nicht „Gott des Meere“, wie die späteren Griechen und die Mythologen es haben wollen), er ist Richter von Kindern und Völkern, ein Idealbild der königlichen Bauern sällischer Rasse.

Der älteste Pflug soll in Norddeutschland gefunden worden sein; auf den Ackerbau stützte sich das ägyptische Reich. Nach Paudler verbreitete sich die Gro-Magnon-Rasse, die Mutter der sällischen Bauern, „von Skandinavien bis Adessien, von den Kanarien bis Bulgarien“. Der Mythos bestätigt das: zu den Äthiopen reist Poseidon, wenn er sich von seinem Arger über den olympischen Zeus und den schlauen Odysseus, die Vertreter der Indogermanen, erholen will. Herr Dr. Balz, Professor für ägyptische Sprache und Altertumskunde an der Wiener Universität, zeigte mir, wie sich unter den Bildnissen ägyptischer Königsgelechter deutlich Schmalgesichter und Breitgesichter unterscheiden. Sällische Rasse also bei den Herren des Mittelandes!

#### Einige „ägyptische Tage“ im Bauernkalender.

Bisher folgten wir der Gepflogenheit der Ägyptologen und nahmen den 20. Juli als Tag des Siriusaufgangs an. Bei Einzel finden wir aber neben diesem Tage auch den 19., den 22., den 23. Juli, ja sogar den 2. Juli in derselben Bedeutung überliefert angegeben. Davon haben auch die alten Kalendermacher gewußt, wie die weitere Betrachtung des heiligen- und Bauernkalenders ergibt.

20 Tage nach dem 20. Juli (wenn man den 31. Monatsstag, der ja in den alten Kalendern vor der Einführung des julianischen nicht vorhanden war, überspringt) ist der 10. August, der in jedem Holzkalender durch den Rest des hl. Laurentius auffällt (20). Eine mündliche Regel sagt uns:

Margaris os canis est,	Margaret ist der Mund des Hundes,
caudam Laurentius adfert.	Den Schwanz bringt Laurentius.

Diese zwanzig Hundstage gehen auf die uralte bäuerliche heilige Zahl 40 zurück, welche ja auch in unseren Bauernregeln noch häufig genannt wird. Die Russen haben in ihrem Kalender am 9. August Matthäus und zeichnen den Tag durch Bauernregeln aus; sie zählen also richtig die 20 Tage aus, und nicht „vom Zwanzigsten bis zum Zehnten“. Sowohl unsere Bauernregeln zum Laurentiustage, als auch die russischen zum Matthäustage deuten das Schwenden des Sommers und das erste Herbsteln an. Der Evangelist Matthäus steht im römisch-katholischen Kalender am 21. September, dem astronomischen Herbstanfang.

40 Tage nach dem 20. Juli ist der 29. August. Wir sehen an diesem Tage in unseren Mandl-Kalendern das Haupt des Johannes. Auf denselben Tag fiel in Ägypten der Anfang des alexandrinischen Jahres und es wurde der Anfang eines Jahres oder einer Periode durch ein Haupt gekennzeichnet.

40 Tage vor dem 20. Juli ist der 10. Juni. Wir finden wieder den Namen Margarete im Kalender, einer Königin von Schottland zum Gedächtnis, die jedoch früher einen anderen Tag, vermutlich den wirklichen Sterbetag hatte. Unter „protestantisch“ findet man (21) noch

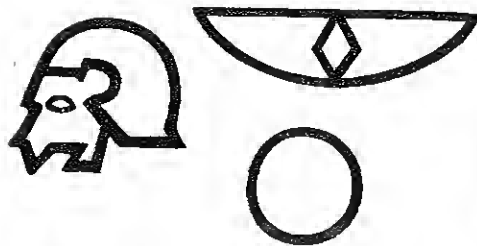


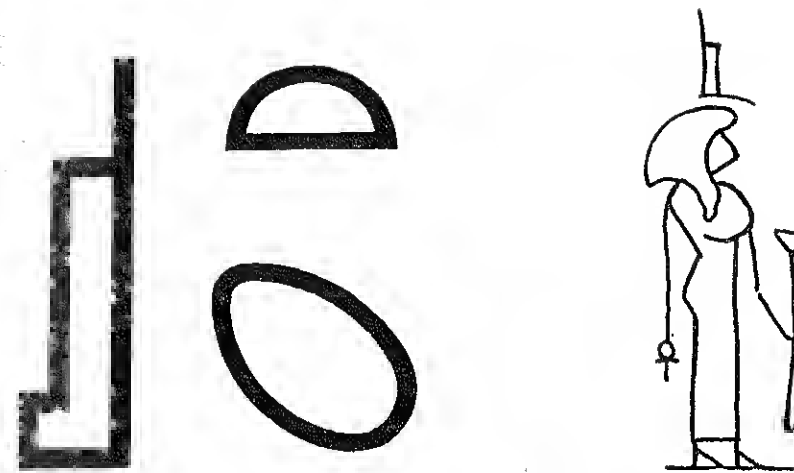
Abbildung 4 (links). Das Haupt des Johannes aus deutschen Mondkalendern am 29. August, dem Anfang des alexandrischen Jahres. – Abbildung 5 (rechts). Das Haupt als Zeichen des Anfanges eines Jahres oder einer Periode in ägyptischen Inschriften. Die Schale mit dem Rhombus daneben bedeutet: „Fest.“ – Abbildung 6 (rechts nebenstehend, unten). Hieroglyphe des Namens „Isis“. – Abbildung 7 (rechts nebenstehend, außen). Isis mit dem Sessel als ihrem Sinnbild.

Onuphrius, einen Heiligen, den die Kreuzfahrer aus Ägypten mitgebracht haben dürften, wo noch der alte ägyptische Gott Osiris Onnufer (22) im christlichen Gewande verehrt worden ist. „Onufri“ ist auch auf manchen bairischen Mondkalendern im Bilde zu sehen. Er gilt natürlich als Pilger und Einsiedler. In Schlesien ist er gar noch Heiratspatron. Das liebevolle Ehepaar Isis und Osiris erscheint also unter wenig veränderten Namen noch heute an einem Tage der ägyptischen Jahresstellung vereint und wird in manchen Gegenden gewiß noch verehrt, und das in Deutschland!

40 Tage vor dem 22. Juli, also am 12. Juni, steht Onuphrius im Kalender der Ostkirche. Der 22. Juli ist ja ebenfalls als Siriusaufgangstag überliefert und scheint demnach neben dem 20. Juli als Ausgangstag für Jahresstellungen genommen worden zu sein. Am 22. Juli denken die Kalender beider Kirchen der hl. Maria Magdalena. Die Legende dieser schönen Buhlerin war so recht dazu angetan, die Göttin hinter ihr zu verbergen. Und die Buhlerin Maria vom einen Siriusstag stimmt wunderbar zur Margareta-Maria vom anderen. Beide Heiligen der christlichen Kirchen haben ihren ganzen Nimbus und ihre Volkstümlichkeit von der Göttin, die ein Stern der Meere war, eine Meeresschaumgeborene, mag sie nun von dem einen Volke Isis, von dem anderen Venus, von einem dritten Aphrodite genannt worden sein. Merkwürdig ist, daß man in Baiern und in Tirol unehelich geborenen Kindern gern die Namen Margareta oder Maria Magdalena gab, obwohl die offizielle Legende der ersten Heiligen nichts von einer sündhaften Jugend zu berichten weiß. Das Volk verband offenbar die beiden Tage, deren kalendarischer Ursprung der gleiche war (23). Und ähnlich wie in Baiern war es in Skandinavien: dort hat nicht nur der 20., sondern auch der 22. Juli die Stiege (24). Daneben sollen norwegische Kalenderblätter am Maria-Magdalenen-Tage einen Sessel zeigen (25). Dazu erzählt eine Legende, Maria die Mutter Gottes habe der hl. Magdalena, als diese die himmlische Halle betrat, einen Sessel gebracht und sie gebeten, sich zu setzen (26). Und nun wagen wir einen fähigen Sprung nach Ägypten! Dort ist nämlich das hieroglyphische Zeichen für die Göttin Isis ein hoher Thronessel. Die zum Namen Isis noch gehörigen zwei Deutzeichen sind natürlich von den Germanen, welche ja keine ägyptischen Priester-Gelehrten waren, einfach weggelassen worden (27). Auch in der Reihe der 14 Gottheiten der Tage des zunehmenden Mondes ist Isis durch den Sessel auf dem Haupte gekennzeichnet (28).

#### Das Sinnbild der Stiege in Ägypten.

Wenn der Thronessel der Isis in den skandinavischen Kalenderblättern wieder auftaucht, so sollte man auch erwarten, daß sich die Stiege in Ägypten finden läßt. Die Inschriften, welche



Festtage aufzählen, zeigen aber dieses Sinnbild als Zeichen des Siriusneujahres nicht. Hingegen steht man unter den astronomischen Inschriften des Tempels von Dendera das Bild einer Stiege, auf deren 14 Stufen 14 Gottheiten stehen. Am oberen Ende der Stiege, wohin die Götter ihre Blicke richten, schwebt die volle Mondscheibe mit dem Auge. Diese Darstellung und die dazugehörigen Inschriften lassen keinen Zweifel darüber, daß die Stiege die 14 Tage des zunehmenden Mondes bedeutet (29). In demselben Tempel befindet sich aber auch noch eine andere Darstellung, welche außer den 14 Mondgöttern auf der Stiege auch die Sternbilder des Osiris-Odon und der Isis-Kuh des Sirius zeigt. Brugsch sagt am Ende seiner Beschreibung: „Die Gesamtvorstellung deutet ohne jede Schwierigkeit den Anfang eines normalen Sothisjahres bei eintretendem Vollmond an“ (30). Und nichts anderes ist ja die Stiege des hl. Alexius vom 17. Juli. Ob Germanen die Stiege als Kalender Sinnbild dem Tempel von Dendera abgesehen haben, oder ob sie etwa in dauerlichen Kalendern, sei es Ägyptens, sei es der ganzen westeuropäischen Bauernwelt, also auch Germaniens, seit je gängig war, wer vermöchte das heute zu sagen? Ich vermute, daß die Stiege oder Leiter bei uns ein uraltes Kalenderzeichen ist; als Sinnbild ohne gesicherte Bedeutung kommt sie jedenfalls nicht selten vor. Auf keinen Fall ist die Stiege durch den kirchlichen Heiligen des 17. Juli in den deutschen Bauernkalender gekommen, denn die ältesten Legenden des hl. Alexius, welche in syrischer Sprache vorliegen, wissen nichts von ihr zu berichten. Erst im germanischen Bereich tritt die Fabel auf, daß der Heilige, „welcher 17 Jahre von seinem Elternhause abwesend war, weitere 17 Jahre in demselben unerkannt und verspottet unter einer Stiege gelebt habe, bis er seinen Geist ausgab „am 17. Juli 417“ (31).

#### Der junge Jahrgott auf der Lotosblume – Herwigs Wappen.

Jakob Grimm erzählt im 21. Kapitel seiner Deutschen Mythologie:

Die Griechen setzten sieben Seebäume (Seven plompenbladen) in ihren Schild und glaubten unter diesem Zeichen zu liegen; das weiß schon unser Gudrunlied, worin dem Herwig von Sennen oder Selanden eine wolkenblaue Fahne beigelegt wird: „Sebeler swendent dar inne.“ Diese Seebäume ist der heilige Lotus des alten Ägyptens, der auch in Indien verehrt wird und vor dem sich Albaner und Nepalesen neigen, er wird in Tempeln aufgestellt. Brahma und Vishnu schwimmen auf seinem Blatt, und gerade ein mittelniederländisches Gedicht erwähnt noch des auf dem Blatt schwimmenden Däumlings.

Hier steht der Vater der Deutschen Altertumskunde eine Verbindung von Friesland nach dem alten Ägypten. Und der Kalender bestätigt sie uns. Am 1. und 2. Tage des Hundstern-Neu-

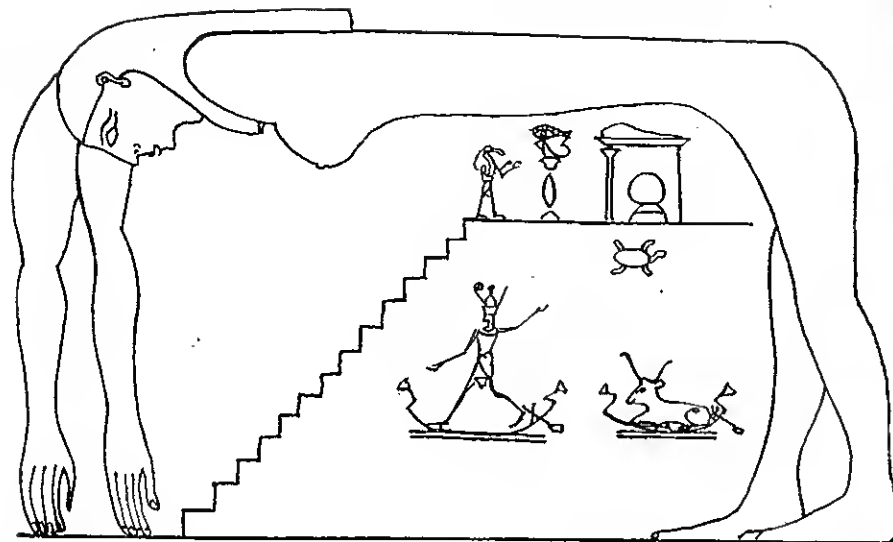
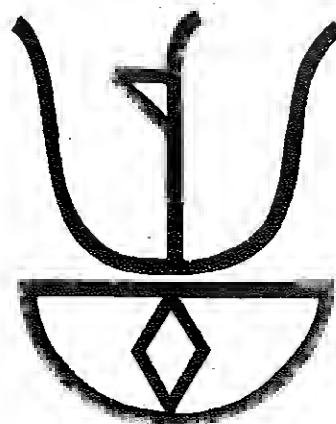
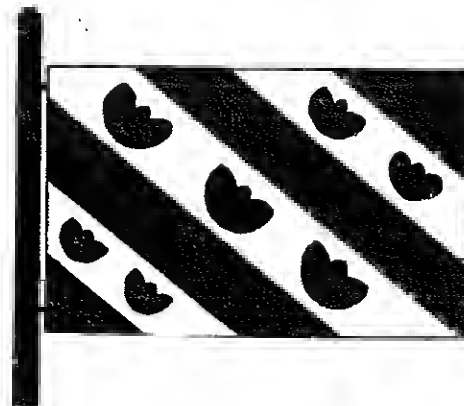


Abbildung 8. Überwölbt von der den Himmel darstellenden Göttin sehen wir die Stiege der 14 Tage des zunehmenden Mondes. Auf den 14 Stufen stehen 14 Gottheiten. Sie sind nicht gezeichnet. Die achte Gottheit ist Isis, deren Bild wir schon zeigten. Oben steht auf einer Säule das volle Mondauge, daneben in einem Tempelchen die Sonne. Vor dem Mondsymbol erhebt der Kalendergott Thot, welcher Ibisförmig dargestellt wurde, beidseits seine Hände. In zwei Schiffen erscheinen Osiris-Orion und Isis-Sothis (Hundstern) als Kuh.

Jahres wurde von den Ägyptern der junge, aus der Lotosblume aufsteigende Sonnengott gefeiert. (Sein Name ist nicht immer gleich, bald wird er Horus, bald Ahi genannt, sein Wesen aber ist dasselbe.) Und fast am 17. Juli steht Herwig in unseren Kalendern, Herwig mit dem Seeblumen-Wappen. Ein anderer Tag mit Herwig ist der 23. Juli, ein dritter der 2. Juli. Daß diese beiden Tage auch dem ägyptischen Sirius-Neujahr gleichgesetzt wurden, haben wir schon oben erwähnt.

Abb. 9 (links). Die Fahne der Griechen mit den 7 Seeblumen. Abb. 10 (rechts). Zeichen des Anfangs des Siriusjahres.



Aus einer Blume, besonders dem Lotos, hervorgegangen ist sichtlich das hieroglyphische Zeichen, welches den Anfang eines Jahres, einer Jahreszeit, einer Periode andeutet. Es scheint mir mit dem Dreisproß oder Dreizack des 15. und 17. Juli in skandinavischen Holzkalendern und des 16. Oktober im St. Lambrecht Holzkalender wesensähnlich zu sein.

Die Vorstellung eines der Blume entspringenden Kindes war nicht nur dem alten Ägypten geläufig, sondern auch dem deutschen Mittelalter. Dies zeigen uns zwei Bilder.

Das Horuskind bedeutete das Neue Jahr. Das Jesukind, welches bei uns zur Winter Sonnenwende gefeiert wird, sehen wir hier über der Blume schwebend auf einer Neujahrskarte.

Aber auch im Rudolfsjahr ist das Kind in germanischen Kalendern enthalten. Englische Stäbe haben zuweilen noch am 17. Juli ein K für den hl. Kenelm (agf. Coen-helm), des Thronerben von Mercien, der 819 im Alter von sieben Jahren ermordet worden war (32). Dieses Kindes zu gedenken, und zwar zur Zeit des Siriusneujahrs, geht zweifellos auf das Horuskind zurück.

Zu diesem stimmt auch der ansonsten wunderliche Beiname des hl. Märtyrers Kenelm „Rex gloriosus“, glorreicher König. Ein Kind steht am 17. Juli im Kalender, ein anderes am Gegentage, ein drittes am 7ten Tage nach dem 17. Juli, nämlich Wlufkind („Walb-kind“) am 17. Jänner und Moses (dessen Namen ägyptisch ist und einfach „das Kind“ bedeutet (33)) am 4. September. Kein Zweifel mehr: die Germanen hatten die Überlieferung vom ägyptischen Horuskind zum Siriusneujahr (34).



Abbildung 11. Das Christkind auf einer Blume als Neujahrskarte (15. Jahrhundert).



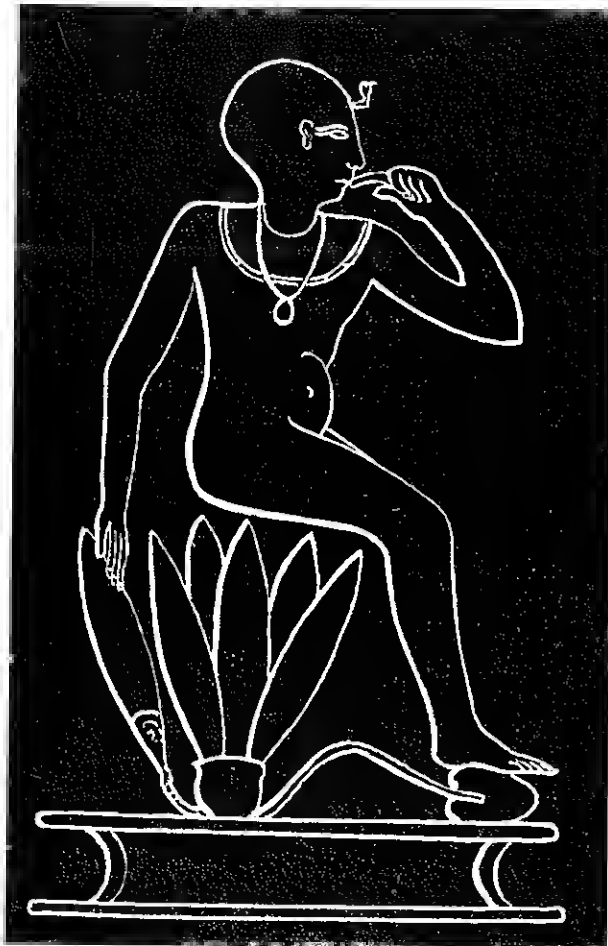


Abbildung 12. Der junge Jahrgott auf der Lotusblume. (Die Ägypter bildeten ein Kind immer sitzend und fingerlutschend ab.)

Herwig von Seelanden, der heutigen holländischen Provinz, führte das Wappen der Friesen. Auch Friedrich, der Heilige des 18. Juli, war ein Fries. Überhaupt sind Heilige aus Friesland, aus der Bretagne, aus Britannien und auch Skandinavien an die Tage des Hundstern-Aufganges und in das Vertruden- und das Ruckucksjahr gesetzt (35).

Das ägyptische Rechnersystem im friesischen Bergeld erhalten.

Die alten Ägypter teilten ihre Flächen- und Raummaße in 320 kleinere Teile (36). Dies beruht auf den heiligen Grundzahlen 8 und 40, von denen die Acht auch noch in der skandinavischen Jahresstellung eine Rolle spielte, die Vierzig aber bekanntlich in allen Bauernregeln enthalten ist. — Jakob Grimm ist es wieder, aus dessen ungeheurem Wissen wir schöpfen können. Nach den Deutschen Rechtsaltertümern I, 381, waren die Anschläge für das Bergeld nach dem Friesischen Gesetz: liber 53 1/3 sol., litas 26 2/3, nobilis 80. — Das ist ein Sechstel, ein Zwölftel, ein Viertel von 320. — Die anderen deutschen Stämme (die friesischen Sprache gehört übrigens gar nicht zum Deutschen, sondern ist eine eigene germanische Sprache) hatten nicht 320 zur Grundzahl, sondern 120 oder 100, weshalb sich für das Bergeld auch keine solchen ungerunden Zahlen wie die beiden ersten obigen ergaben. Sie sind die Folge der Durchbringung des alten 8mal 40er Systems mit dem 12er System.

#### Der Sperber, der Falke, der Nar.

Im alten Ägypten galt der Sperber oder der Falke als Sinnbild der königlichen Macht. Der sieghafte Gott Horus wurde sperberköpfig dargestellt und sein hieroglyphischer Name durch einen Sperber mit Beizeichen geschrieben. Im Deutschen Kalender finden wir mit „Ar.“ zusammengesetzte Namen an Tagen, die ägyptischen Kalendersystemen angehören (37). Ein Beispiel dafür sind Arnolt und Arnulf (38) am 18. Juli, einem uns bereits bekannten Tage der Übersetzung des Sirius-Neujahres in den julianischen Kalender. Daneben kann man noch eine andere Übertragung des ägyptischen Jahres auffinden, welche recht einfach ist, nämlich

1. Thot (1. ägypt. Monat) = 1. Juli
1. Phaophi (2. Monat) = 1. August usw.

Für den 1. und 2. Juli läßt sich der ägyptische Gott des Neujahres, der junge sieghafte Horus, gleich dreifach nachweisen:

1. Herwig mit dem friesischen Seeslumen-Wappen steht nicht nur am 17. Juli, sondern auch am 2. Juli. Er ist auch hier der Nachfolger des aus dem Votos entspringenden Neujahreskinds.
2. Ein Mementokalendar aus Nordfrankreich (39) hat am 1. Juli das Bild eines Einsiedlers mit einem Vogel. Der Heilige heißt Sparchus (40), der Vogel ist der eben zum Tage gehörige Horusfalke.
3. Der Heiligenkalender hat den Namen Naron, worunter nach der einen Angabe der Hohepriester und Bruder des Moses gemeint ist (41), nach der anderen aber ein Märtyrer mit seinen Genossen in England (42). Warum Narons gerade an diesem Tage gedacht wird, kann man aus der Bibel oder sonst einer jüdischen oder christlichen Schrift nicht ersehen. Ebenso wenig gibt die Deutung des Namens aus dem Hebräischen Aufschluß. Des Rätsels Lösung ist einfach genug: die germanischen Kalender-Schöpfer nahmen den Naron als den Nar, den Adler. Es läßt sich zeigen, wie in der koptischen Kunst aus dem Horusfalken der Adler geworden ist (43). So ging es auch bei der Übernahme des göttlichen Sinnbildes durch die Germanen (44).

#### Das eiserne Himmelsgewölbe — die Glocke.

Als die Griechen (Herodot) mit dem ägyptischen Gotte Ptah (auch: Phtah) bekannt wurden, übersetzten sie ihn mit Hephaistos, den kunstreichen, hinkenden Schmied ihrer Eagen. Die Römer hätten Vulcanus sagen müssen, die Germanen aber Wieland. Daß die Germanen und die Kelten einen Schmiedegott besonders schätzten, ergibt sich aus den Legenden einiger Schuttheiligen, die an hohen Tagen des Jahres gefeiert wurden (45). Alle diese Schmiedetage sind dem ägyptischen Kalender entsprechend Tage des Ptah. Hierher gehören auch einige Heilige, deren Legende von einer Glocke zu erzählen weiß. Wir erinnern uns der Glocke des hl. Antonius vom 17. Jänner. Ist etwa der Heilige ein Nachfolger des Ptah? Wir haben ihn schon als einen Nachfolger des Fruchtbarkeitsgottes erklärt. Als solcher ist Ptah kaum zu erkennen, aber wohl als ein unterirdischer Gott, denn er wird mit dunkelgrünem Gesichte dargestellt und haust wohl unter der Erde, denn Zwerge sind auch in Ägypten die Gefellen des göttlichen Schmiedes. Man glaubte, er habe das eiserne Himmelsgewölbe gegossen, und das Fest der Aufhängung desselben wurde am 1. Phaenot (16. Jänner des am 20. Juli beginnenden Sothi-Jahres) gefeiert. Das wäre also fast am selben Tage, an welchem der Bauernkalender die Glocke zeigt. Ist die Glocke etwa das Abbild des eisernen Himmels? Ich glaube ja, denn auch die Kelten glaubten so wie die Ägypter an einen solchen, sie rühmten sich nämlich den Römern gegenüber, daß sie vor nichts Furcht hätten, als daß der Himmel über ihnen einstürze. Von solcher Furcht sind wir nicht bedrückt, weil wir uns eben den Himmel nicht eisen

vorstellen. Sagen von Schmiedeheiligen sind besonders in Frankreich und in England im Schwange, eben im keltischen Gebiete (46). Was soll nun das T-Kreuz am Antoniusstage bedeuten? Es ist doch wohl nichts anderes als das ägyptische Henkelkreuz, ein Götterzeichen, das „Leben“ bringt.

Die natürlichen Monatsanfänge und ihre Verschiebung im Julianischen Kalender.

Kehren wir nun zum Deutschen Bauern-Kalender zurück! Wie ist es möglich, daß das Zeichen der Stiege, daß der Name Margareta-Marina, daß die Bienenregeln sowohl am 20. Juli als auch am 17. auftreten? Warum verschieben die deutschen Bauern den Frühlingsanfang des viergeteilten Jahres auf den 14. und 15. April, den Herbstanfang auf den 16. Oktober, warum die norwegischen Bauern den Frühlingsanfang auf den 14. April, den Herbstanfang gar auf den 14. Oktober? Wenn es richtig ist, was ich behauptet habe, nämlich, daß der 17. Juli der gemeinsame Ausgangspunkt des Ruckucks und des Vertrudenjahres seien, so müßte man doch auch die anderen 17. Monatsstage erwarten. Für diese Schwankungen scheint mir nur eine Erklärung richtig: die Jahrespunkte des Ruckucks ließ man den natürlichen Monatsanfängen folgen. Was die natürlichen Monatsanfänge sind, will ich hier kurz erklären (47). Zur Zeit der Einführung des Julianischen Kalenders (den auch wir haben) fiel die Winter-sonnenwende auf den 25. Dezember, die Sommer-sonnenwende auf den 24. Juni. Diese beiden bedeutendsten Tage des Jahres hat die Kirche als Geburtstage Jesu Christi und Johannes des Täufers erklärt und an sich gerissen. Das julianische Jahr von 365  $\frac{1}{4}$  Tagen (365 Tagen und jedes vierte Jahr ein Schaltjahr, das um einen Tag länger ist) war um  $\frac{1}{128}$  Tag zu lang bemessen. Das heißt, die Sonnenwenden traten in 128 Jahren um 1 Tag früher ein, als der Julianische Kalender angab. Die Bauern merkten bald die Unstimmigkeit und feierten vor der Kalenderreform des Papstes Gregor außer den alttheiligen und kirchlich geförderten Sonnenwendtagen noch die wirklichen, von denen am bekanntesten geblieben sind der Lucientag im Winter (13. 12.) und im Sommer der Sankt Veitstag (15. 6.). Während der ganzen Zeit zwischen der Einführung des Julianischen Kalenders und der gregorianischen Reform wurden alle Tage vor dem 25. Dezember und dem 24. Juni wirkliche Sonnenwendtage. Um das Jahr 400 fielen die Sonnenwenden auf den 19. und 20. Monatsstag, da war auch der 20. Juli natürlicher Monatsanfang. Damals wurde ein Fest an diesem Tage von den Bauern gern übernommen, auch wenn sie nichts vom Siriusaufgang gewußt hätten. Um das Jahr 800 war der 17. natürlicher Monatsanfang und stand der 17. Juli mit Alejus im Mittelpunkt bäuerlichen Erlebens. Um das Jahr 1300 war es mit dem 14. Juli ebenso. Auf diese Weise verschoben sich die Jahrespunkte des Ruckucks und des Vertrudenjahres. Es ist nun recht bezeichnend, daß das Vertrudenjahr die 17. Tage, weniger schon die 15. Tage, zu vollständigen Jahrespunkten hat, das Ruckucksjahr aber die 16., 15. und 14. Tage. Man hat eben die altertümliche Dreiteilung des Jahres früher verlassen und behielt zur praktischen Einteilung des Bauernjahres nur mehr die Vierteilung bei. Das Vertrudenjahr hat deshalb auch mehr kultische Bedeutung.

In den Kalendern mancher Bistümer hat man anscheinend den Namen Margareta mit den natürlichen Monatsanfängen mitwandern lassen, denn auch der 18. Juli ist ein Margaretag (48). Margarete steht aber auch im 18. Jänner, das ist dem Datum nach im Jahre gegenüber. Zählt man jedoch die Tage ab, so ist der 18. Jänner Gegentag des 20. Juli. Und merkwürdig: der 18. Jänner war einst (so im Kalendarium Karls des Großen) der Festtag Mariä Himmelfahrt, auch Mariä Entschlafen genannt. Die christliche Gottesmutter stirbt also am Gegentage des Aufgangs der ägyptischen Gottesmutter Isis als Gottheiten! Ein Zweifel an der Absicht dieser Ansetzung des Festes wird verfliegen, wenn wir lesen, daß im 15. und 16. Jahrhundert am 18., 19. und 20. Juli ein Fest der Sieben Schmerzen oder der Betrübniß Mariä gefeiert wurde (49). Deutlich folgt es den natürlichen Monatsanfängen (die Aufzählung wird natürlich in steigender Reihe gegeben!).

Die Bedeutung des 15. und des 17. Monatstages im Vertrudenjahr.

Das Vertrudenjahr hat zu Jahrespunkten den 17. Juli, den 17. November und den 17. März; eine Variante desselben den 15. Juli, den 15. November und den 15. März. Es bestehen Gründe, warum in dem vorwiegend keltischen Jahre diese beiden Monatsstage vor den übrigen bevorzugt worden sind. Der 15. Tag eines Monats war in den Mondmonaten als Vollmondstag ausgezeichnet, der 17. ist ein alter Göttertag, was hier kurz beleuchtet werden soll.

Der 17. März war im alten bäuerlichen Rom Tag des Eiber und der Eibera, eines Paares von Fruchtbarkeitsgöttern; am 17. Dezember beging man ebenda das Fest der Saturnalia, dem alten italienischen Bauergott Saturnus zu Ehren; das von Marcus Antonius dem Dionysos gestiftete Fest ward auf den 17. Anthesterion (etwa Feber) gelegt; der indische Weltengott Prajapati hat die heilige Zahl 17 zum Symbol; die Babylonier fasteten am 17. Sammu zur Trauer um den in die Unterwelt steigenden (und wieder auferstehenden) Gott Sammu; er ist das Ebenbild des von einem Eber verwundeten und sterbenden Adonis und des kleinasiatischen Attis. Adonis klingt an den Namen Antonius an, dessen Tag der 17. Jänner ist, kaum zufällig. Bei den Ägyptern bestand die Meinung, daß am 17. Tag des Mondes der Tod des Osiris eintrete; der 17. Athyr (etwa November) war der Tag des Begräbnisses und der Klage um diesen Gott. Von den Persern wurden 17 Knaben zu Ehren der Göttin Erde begraben. In christlicher Zeit sind eine Anzahl von Heiligen an die Stelle des Fruchtbarkeitsgottes und der Göttin getreten; sie alle stehen an einem 17. Tage: Antonius, Lazarus, Petrus, Johannes – Vertrud, Marina und andere. Insbesondere ist Vertrud mit der Maus, dem Sinnbilde des Mutter-schöpfes bei allen Bauern, eben niemand anderer als die Mutter Erde. Wir wollen den Gott und die Göttin mit ihren alten germanischen Namen nennen und sagen: der 17. Tag des Monats ist Freys und Freyas Tag. Übrigens heißt auf den Ostsee-Inseln der 17. Dezember Sautag, weil man an ihm den Zuleber – Freys Tier – nach altem Brauche schlachtete (50).

Der Verfasser hofft, in diesen Heften bald wieder über die Bauernfeiertage und ihre Götter berichten zu können und durch eine Fülle von Tatsachen die letzten Zweifler zu überzeugen.

Quellen, soweit sie in den Anmerkungen abgekürzt genannt sind:

Heinrich Brugsch, R Religion und Mythos der alten Ägypter, 1891. Th Thesaurus inscriptionum aeg., II Kalendarische Inschriften, 1883. – Einzel J. R., Handbuch der math. u. techn. Chronologie, 1925–26. – Ellert, Pastor, Deutsche Volksweisheit in Wetterregeln und Bauern-sprüchen, 1934. – Schnippel, Prof. Dr. E., Die englischen Kalenderstäbe, 1925. RO Muenkalender ..., Döbenburg 1883. RS Das Muen-schwert ... zu Dresden, Ber. sächs. Ges. Wiss., Leipzig 1878, phil.-hist. Kl. Heft 2/3. – de Vries, Jan, R Altgerman. Religionsgeschichte I, 1935, II, 1937. – Hermeloff Alexie, Der landwirtschaftliche Volkskalender, Leipzig 1905. Die deutschen Namen finden sich in Tegners Namenbuch (Neclam); dem Verfasser müssen auch niederdeutsche und niederländische Kalender vorgelegen haben, welche mir in Wien leider nicht zugänglich waren.

(1) Eine solche Jahresstellung ist für Deutschland durch den folgenden Vers sichergestellt: St. Veit der het den längsten Tag, 15. 6. / Lucia die lengste Nacht vermag, 12. 12. / St. Gregor und das Kreuze macht, 12. 3 und 14. 9. / Den Tag so lang gleich als die Nacht. – (2) So im Muen-schwert zu Dresden, einer mit Schwertgeiß versehenen Sichel, in die ein Muenkalender eingedrückt ist. Worm schreibt in seinen Fasti Danici die Stiege dem Magdalenenstage (22. 7.) zu, von dem wir noch hören werden. – (3) Siehe auch Zelenin. Russ. Volkskunde 358 usw. – (4) Sartori in Handwb. d. d. Abergl. 5, 1635. – (5) Brugsch, Th I, 9/10 und Th II, 216 ff. Bgl. dazu das bei German, Die Religion der Ägypter, Berlin 1934, S. 24 u. S. 391, Gefagte. – (6) Insbesondere in Megandrien,



wo sie als Herrin des Hafens und der Seeschifffahrt galt. — Isis mit Steiner und Gyllhorn: German, Ag. Mel., 3. Aufl., Abb. 159, S. 390. — (7) Solche sind abgebildet in Zataburen 1932, Elzhberg, Knußsauen, S. 123. — (8) Arabische Berichte von Gesandten an germanischen Fürstentümern aus dem 9. und 10. Jahrhundert, herausgegeben von Georg Jakob, 1927, S. 29: „Schleswig ist eine sehr große Stadt am äußersten Ende des Weltmeeres. In ihrem Inneren gibt es Quellen süßen Wassers. Ihre Bewohner sind Skandinavien, außer einer kleinen Anzahl, welche Christen sind, die dort eine Kirche haben...“ — (9) Es ist nicht unbedingt nötig, wie Wolfgang Schulz es tut, hieraus auf die Göttin des Vennsfernes zu schließen, weil die Zahlen 8 und 32 herauskommen. Diese Zahlen sind ja auch ägyptische Grundzahlen. Der Isis kann sowohl der Hundsstern als auch der Vennsferne heilig gewesen sein. Es war doch ebenso im Mittelalter der Morgen- und Abendstern als auch der Polarstern Marienstern. — (10) etwa Sepp, Rel. d. alten Deutschen, S. 137. — (11) Dort fühlt man die uralte Hellscheit dieser Stätten. — Unter den vier Bergen um Maria Saal, wo der steinerne Herzogstuhl steht, gibt es auch einen Magdalenenberg, was für den folgenden Abschnitt nicht ohne Bedeutung ist. — (12) Norsk Tidsskrift for Sprogvidenskap I, 161 ff. — Ich bin nicht etwa durch Marstrand's Schriften, die ich gar nicht lesen kann, auf die germanische Isis gekommen, sondern nur durch die Kalender. Durch eine Anmerkung bei de Vries, Allgem. Religionsgeschichte, wurde ich auf Marstrand's Aufsichten aufmerksam und siehe sie nun auch heraus. Daß die Namen Isen und Ar von Isis und Horus kommen sollen, scheint mir nicht wahrscheinlich. — (13) Jung, German. Götter und Helden in geschl. Zeit, 1939, S. 184. — (14) Marstrand, Isis chez les Germains du Nord, Norsk Tidsskrift for Sprogv. III, 236–238. — (15) Man kann auch an die ägyptischen Nachbarn der Sueben, die Goten denken, welche ihrer Sage nach aus Skandinavien über die Ostsee in das Baltikum und nach Russland vordrangen. — (16) Während die Friesen auf Seeland die Göttin mit denselben Symbolen, wie Isis sie hat, ja doch Nechelenia nannten. — (17) Welches in Skandinavien bekannt war: de Vries 181. — (18) 3. Aufl. von Meuglin, S. 223. — (19) Vgl. dazu Albert Hermann, Unsere Thnen und Atlantis, Nordische Seeherrschaft von Skandinavien bis Nordafrika, 1934. — (20) Siehe „Vom heidnischen Symbol zum heiligen Attribut“ von Alfred Pfaff, Colln. Germanen 1938, S. 214 und 215. — (21) J. S. im „Krautur Kalender“, der um schon seit 187 Jahren ein Wiener ist. — (22) Siehe J. S. Brugsch, Rel. 174, 295, 305, 370. — (23) Ich mache jedoch hier darauf aufmerksam, daß der 22. Juli auch in ein anderes kalendrisches System fällt, welches in den nicht fälschlich-fälschlich beeinflussten Gegenden Deutschlands und Osturopas ungleich mehr beachtet wurde. — (24) Börm, Basil Daniel, empfiehlt sie sogar für den 22. — (25) Schnippel OR 101 nach Jhun Magnusen, Specimen calendarii gentilis. — (26) So viel ich sehe, ist diese Legende nur in Norwegen verbreitet. — (27) Ich glaube noch ein hieroglyphisches Zeichen aus einem Götternamen in Kalenderstaben gefunden zu haben. Hierbei ist das übernommene Zeichen sogar nur ein Buchstabe, nicht ein Sinnbild. Der Buchstabe ist aber sinnvoll umgedeutet worden. — (28) Brugsch Th I 35 (S. 249). — (29) Brugsch Th I 35. — (30) Brugsch Th I 62. — (31) Nach Vater Auer's heiligen-Legende (1890, 1907). — Die Aegleus-Legende bringt einige Züge, welche erstaunlicherweise auch in der skandinavischen Götterfrage auftauchen. Ich unterlasse aber hier mit Absicht alle Anklänge in die germanischen Mythologie, da ich auf diesem Gebiete meiner Sache noch nicht sicher bin. — (32) Schnippel B 63. — (33) Vgl. die ägypt. Königsnamen wie Thoutmose (Kind des Thout, Thot, des Kalendergottes). — Der Göttergötter der Juden Moses gilt abgesehen nach rabbinischer Überlieferung nicht als reiner Jude. Die Moses-Sage vom im Äthiopien angeschwommenen Kinde ist gewiß nicht spezifisch jüdisch, sondern gehört wohl zur fälschlichen Aferbaemkultur. In einer Wanne kam Moyses angeschwommen, auf einer Scherbe (Körnerbe) Esau, auf einem Schilde Esold. Alle diese Kinder wurden weisse Könige, die eine Zeit der Gerechtigkeit und des Friedens brachten. Es tut nichts zur Sache, wenn der Kulturbelagerer Moyses „Gott“ genannt wird. Wir wissen leider nicht, welche Sage sich um den Namen Wobuland spannt. — (34) Das Christkind, welches auf Stroh liegt, ist doch ebenfalls aus heidnischem bäuerlichen Glauben hervorgegangen, und nicht aus frühchristlicher Tradition zu erklären. — Der Name Moyses und der seines später angeführten Bruders Aaron stammt nicht etwa aus jüdischen Kalendern. Die hier dargestellte Kalendermagie ist ein arabisches Gewächs, das die Germanen mit den Persern gemeinsam haben. Die persischen Magier waren keine flüsternden Zauberer und Scharlatane wie die Chaldäer und die egyptisch-römischen Priester. — (35) Herwig selbst auch am 16. April. — (36) Brugsch-Pascha, Aus dem Morgenlande (Meclan), S. 35 ff. — Vgl. auch Keel, Ägypten (in „Kulturgeschichte des alten Orients“), 1933! — (37) Ich kann sie hier nicht alle anführen; es gibt darunter noch überzeugendere, als es das Kuckuck- und das Vertudenjahr sind. — (38) Nar-Wolf ist eine besonders gute Übersetzung des Gottesbegriffes „Horus“ ins Germanische, da Horus auch Wolfsgestalt annimmt, so in Heliopolis („Wolfstadt“). Deshalb sprachen die Griechen von „Hoxapollon“, denn Apollon war bei ihnen der Wolfsgott. Außerdem erzählt eine Sage, daß der Vater Heli seinem Sohne beim Kampfe mit Seth in Wobuland gestiftet bestand. — (39) Enlil Frati, Di un calendario runico della pontificia università di Bologna, 1841. — (40) Vielleicht ist ein Anklang an egypt. „Sperber“ gewollt. — (41) Den Moses fanden wir bereits an das Siriusjahr geknüpft. Aaron steht (so wie die deutschen „Ar“-Namen) noch an einem anderen Horusstage. — (42) Wo die ägyptischen Beziehungen besonders frisch erhalten blieben: vgl. das Kind Knecht an 17. Juli! — (43) Freim. Mitt. Prof. Balcz. — (44) Wobuland ist „Edel-Lar“. Auch der Name Wobuland steht an einem Horus-Sage. — (45) Jakob Grimm sagt: „Vesierete Helden waren Wieland und Wiltich, ihre reiche Sage steht an Alter und Verbreitung keiner anderen nach.“ Herr Prof. Balcz machte mich auf die verblüffende Übereinstimmung der Wobuland-Sage mit den Sagen des Pfalz-Kreises aufmerksam. — (46) Schade, daß man von den deutschen Schmied-Wiese-Städten: Minsgardaforda (Münster in Westfalen) und Memleben keine Sagen und Legenden erfährt. — (47) Anschließend hat sie Elbert Pastor wieder entdeckt. Vermutlich kann sich nicht erklären, wie die 24./25. Monatsstage durch Baucenregeln ausgezeichnet sind und (besonders in der römischen Kirche) als Gedenktage der Apostel und Evangelisten gelten. — (48) Die Margaretenstage des großen Erzbistums Salzburg (12./13. Juli) gehören einem anderen kalendrischen System an. — (49) Einzel 3, 202; Erntefest I, 44–46. — (50) Hier würden Quellenangaben zu sehr belästigen. Ich behalte mir vor, die Wobulandtage in meinem „Baucenkalender“ zu behandeln.

## S. Jankuhn: Birka und Haithabu

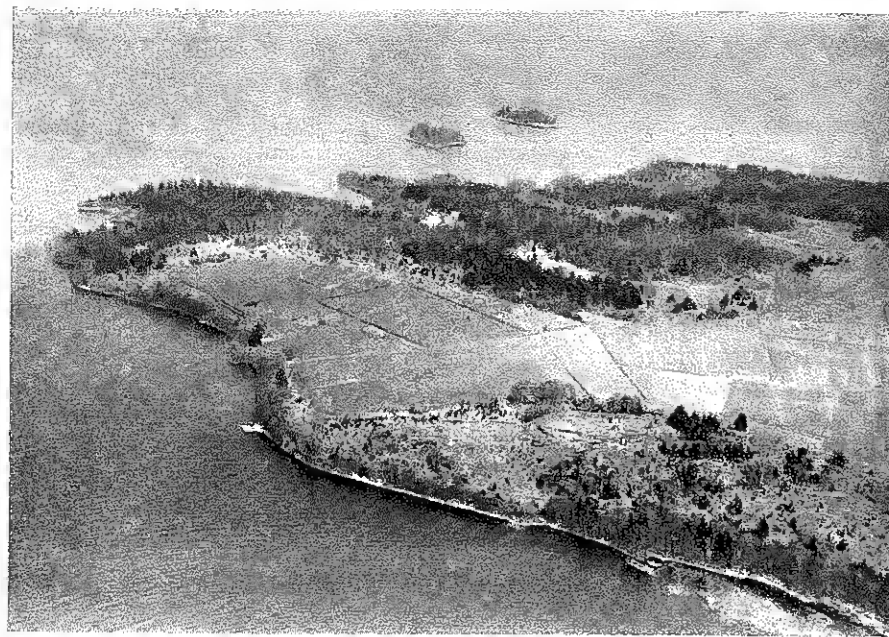
Seit langem hat man sich daran gewöhnt, die zur Wikingerzeit im Ostseeraum entstandenen Städte als gleichartige Gebilde zu betrachten. Insbesondere hat sich die Frage nach der Bedeutung der Handelsstädte auf die beiden großen Siedlungen Haithabu und Birka erstreckt. Nachdem man eine lange Zeit die Siedlung an der Schlei für eine Tochtergründung Birka hielt, war es ganz natürlich, die Funktionen der beiden Städte auch als gleiche zu betrachten. Allmählich hat die fortschreitende Forschung aber klar gezeigt, daß das zeitliche Nacheinander der beiden Städte in den Funden keine hinreichende Stütze hat, da sich immer deutlicher ergab, daß die Gründung Haithabus nicht erst erfolgte, als sich hier in der Zeit um 900 ein schwedisches Königsgelecht festsetzte, sondern daß die Stadt ungefähr ebenso alt ist wie Birka, da sich die ältesten Funde bis in die ersten Jahrzehnte des 9. Jahrhunderts zurück verfolgen lassen.

Aber den Charakter dieser Handelsstadt kann man den historischen Quellen manches entnehmen, ohne allerdings damit ein wirklich erschöpfendes Bild von ihrer Bedeutung für den Waren- und Geldverkehr zu gewinnen. Daß es sich dabei um Austauschplätze für Waren handelt, ist sicher. Welche Waren hier allerdings ausgetauscht wurden, wer die Träger dieses Handels waren und in welcher Art sich der Handel vollzog, ist nicht ganz so klar.

Für die Art der Waren sind wir auf ganz spärliche Hinweise in der historischen Literatur und auf die im Boden bewahrten Reste selbst angewiesen. Dabei ist allerdings zu berücksichtigen, daß vieles von dem, was einmal verhandelt wurde, sich heute nicht mehr nachweisen läßt. Daß Textilien eine große Rolle gespielt haben, ist sehr wahrscheinlich; sie haben sich aber in den Funden normalerweise nicht erhalten und nur ganz besonders günstige Bedingungen in Birka haben uns wenigstens kleine Reste kostbarer Stoffe bewahrt. Bei ihrer Untersuchung hat sich auch herausgestellt, wieviel man gerade einem solchen Material für das Studium der Handelsverbindungen entnehmen kann. Der Handel mit Nahrungsmitteln ist naturgemäß ebenso wenig durch die Funde zu beleuchten und doch hat er sicher eine gewisse Bedeutung gehabt. Auch Genussmittel wie Wein und Süßfrüchte lassen sich kaum nachweisen, es sei denn, daß man einen Teil der eingeführten Tongefäße als Behälter dafür ansehen will. Die mehrfach in Haithabu gefundenen Walnusschalen zeigen, daß tatsächlich Früchte aus dem südlichen und westlichen Europa nach dem Norden gelangt sind, so daß vereinzelte arabische Berichte über das Vorhandensein von Süßfrüchten bei den Skandinaviern keineswegs aus der Luft gegriffen zu sein brauchen. Auch das als Handelsgut sicher bekannte Salz ist naturgemäß in den Bodenfunden nicht zu erkennen.

Wer die Träger des Handels waren, ist ebenfalls weder den historischen Nachrichten noch den Bodenfunden bisher mit genügender Klarheit zu entnehmen. Wohl haben wir verschiedenartige Hinweise dafür, daß die Friesen eine große Bedeutung im Seehandel jener Zeit spielten und das Auftauchen von friesischen Sehnarvoren im Schwedischen hat schon vor längerer Zeit Veranlassung zu der Annahme gegeben, daß gerade die Friesen im skandinavischen Handel eine führende Rolle spielten. Daneben aber hat es auch skandinavische Kaufleute gegeben, die uns in der nordischen Überlieferung und in anderen Quellen entgegen treten. Der Bruder des norwegischen Königs Erik Blutaft, Björn, hatte den Beinamen „Jahrmann“ und wurde dadurch als Kaufmann gekennzeichnet. Daß aus dem slawischen Gebiet an der Südküste der Ostsee und aus dem baltischen Gebiet namentlich vom Saimland Kaufleute in Skandinavien erschienen, ist historisch bezeugt, wobei allerdings nicht sicher ist, wie weit es sich dabei um in diesen Gebieten ansässige Wikinger handelt. Die Frage nach der Bedeutung der einzelnen Nationalitäten für den nordeuropäischen Handel wird sich nur sehr schwer und wohl niemals mit der gewünschten Sicherheit beantworten lassen.

Etwas besser unterrichtet sind wir dagegen über die Art des Handels. Daß die karolingische Zeit keine ausschließlich naturalwirtschaftlich eingestellte Epoche war, ist schon seit langem bekannt. Die karolingische und angelsächsische Münzprägung hat einen entscheidenden Einfluß



Birka, Luftbild.

auch auf die Handelsverhältnisse Nordeuropas ausgeübt. Daß es sich nicht ausschließlich um einen Tauschhandel von Ware gegen Ware handelt, sondern daß ein Edelmetall, und zwar Silber, als Wertmesser eine Rolle spielte, bezeugen die zahlreichen Funde von Silberbarren, gehackten Silberstücken, vor allem aber die Edelmetallwaagen und die in Gräbern und Siedlungen oft angetroffenen Gewichte. Daß das Silber aber nicht nur nach dem Gewicht, in Zahlung genommen sein kann, bezeugt der Beginn einer Münzprägung im Norden im 9. Jahrhundert. Wenn auch die Frage nach den Münzstätten noch nicht endgültig entschieden worden ist, und mit den heutigen Mitteln wohl auch nicht mit Sicherheit geklärt werden kann, so ist doch sehr wahrscheinlich, daß sowohl in Hattabu wie auch in Birka Münzen geprägt worden sind. Die Tatsache, daß die karolingischen Denare das Vorbild für die nordische Münzprägung abgeben, bezeugt ganz besonders eindrucksvoll die Stärke der Handelsverbindungen nach dem Westen. Wenn diese Münzen, wie ihre Fundverteilung es nahe zu legen scheint, auch nur einen lokalen und örtlich festgelegten Wert besaßen haben sollten, so stellt doch die Tatsache einer Münzprägung ein Durchbrechen des sonst im nordeuropäischen Raum üblichen Handels mit gehacktem Silber dar.

Welche Bedeutung hatten nun die Städte im Nord- und Ostseeraum und welche Art von Handel wurde in ihnen betrieben?

Walter Vogel hatte in einer Untersuchung über die mit – wik zusammengefügten Ortsnamen gezeigt, daß der am Ende der Merowingerzeit und im Beginn der Karolingerzeit entstehende Fernhandel die Schaffung gewisser Stapelplätze bedingte, bei denen die Kaufleute, die oft von weither kamen, ihre Waren gegen andere eintauschen konnten. Es ist durchaus möglich, daß die Entstehung des Namens Siaswic für die Siedlung Hattabu mit einem solchen Vorgang zusammenhängt. Jedenfalls ist die Entstehung großer Handelsplätze, wie sie in Hattabu, Bolln und an einer Anzahl anderer Orte vorliegen, sicher von dem Hintergrund des be-



Hattabu, Luftbild.

ginnenden Fernhandels aus zu verstehen und in diesem Sinne sind die Voraussetzungen für die Bildung der Städte Birka und Hattabu sicher gleich. Ob aber auch ihre Funktionen in dem sich entwickelnden Handel gleich waren, ist eine andere Frage. Beide Städte sind an große Fernhandelsstraßen angeschlossen. In Birka münden zwei Wege, die sowohl im wirtschaftlichen wie im politischen Leben jener Zeit eine große Bedeutung hatten. Von der Rheinnähe her führte der eine Weg über die Schleswiger Landenge in die Ostsee und ging bis Birka. Der zweite Weg kam aus dem vorderen Orient und führte über die großen russischen Ströme Dnjepr und Wolga in das Ostseebecken, um dann ebenfalls zur Hauptfährte in Birka zu münden. Die Stadt liegt also am Endpunkt zweier Wege, von denen der eine Skandinavien mit dem Osten, der andere die Halbinsel mit dem Westen verbindet. Es lag also nahe, besonders im Hinblick auf das in Hattabu gegebene Vorbild, an einen Umschlaghandel vom Orient nach Nordeuropa über den Norden zu denken. Indessen hat Arman überzeugend dargelegt, daß eine solche Annahme weder in den historischen Quellen, noch in den Bodensunden eine tragfähige Quellengrundlage besitzt. Die Quellen kennen unter den Wegen, die den Orient mit Westeuropa verbinden, nur die Wege durch das Mittelmeer oder das Donautal und die Siedlungsgebiete slawischer Stämme. Es wäre natürlich denkbar, daß der dem Auge der geschichtsschreibenden Zeitgenossen stärker entrückte Nordweg in den geschriebenen Quellen keinen Niederschlag gefunden hat. Dann müßte er sich aber in den Bodensunden widerspiegeln, zumal man sowohl in Birka wie auch in Hattabu das Vorhandensein weitreichender Handelsbeziehungen in der Tat auch durch die Bodensunden nachweisen könnte, selbst wenn man keinerlei historische Hinweise besäße. Daß der Handel von Birka nach West- und Nordeuropa über die Schleswiger Landenge, d. h. über Hattabu, verlief, ist weitgehend sicher. Das fast vollkommene Fehlen orientalischer Funde in Hattabu spricht eindeutig dafür, daß die in Birka beispielsweise sehr stark erkennbare Welle orientalischen Imports die west-



liche Ostsee kaum mehr erreicht hat. An ein noch weiter gehendes Vordringen des Handels bis England oder Irland ist also kaum zu denken.

Gestützt auf diese Untersuchungen und Erwägungen Arbmans wird man also in Birka nicht mehr den großen Vermittler im Warenaustausch zwischen dem nahen Orient und Westeuropa sehen können. Da aber nachweislich sehr viele Einfuhrwaren sowohl aus dem Südosten wie aus dem Westen nach Birka kamen, wofür die Untersuchungen Armes und Arbmans sehr zahlreiche Belege beigebracht haben, muß die Art des Handels in Birka eine andere gewesen sein. Daß der Kauf von Pelzen im Handel mit Nord- und Nordosteuropa eine sehr große Bedeutung hatte, ergibt sich aus verschiedenen mit dem Handel nahezu gleichzeitigen Quellen. Hennig hat diese Nachrichten zusammengestellt. Der Reichtum von Birka gründet sich also wahrscheinlich, wie Arbman zeigen konnte, auf den reichen Erträgen des nordeuropäischen Pelzhandels. Birka war also nicht nur das Ziel der beiden vorher erwähnten Großhandelswege, sondern war gleichzeitig die Endstation anderer in den Junden heute nicht mehr belegbarer Handelsverbindungen, die die für den Austausch östlicher oder westlicher Waren als Gegengabe wertvollen Pelze dorthin brachten. Birka lebte also nicht so sehr vom großen Warenumschlag, als vielmehr von einer Art Markthandel, wobei die vom Norden zu verhandelnden Waren auf kleinen Wegen nach Birka zusammenströmten und hier an die aus dem Orient oder aus Westeuropa kommenden Kaufleute weiter verhandelt wurden. Die große Bedeutung von Birka beruhte also wahrscheinlich in einem entwickelten Markthandel und dieser Markthandel darauf, daß die nach Südosten und Westen verhandelten Waren aus dem Hinterland von Birka stammten. Wenn auch der Handel höchstwahrscheinlich in Händen von Kaufleuten lag, möglicherweise sogar, wie das für die spätere Zeit wahrscheinlich ist, in Händen von Kaufmannsgenossenschaften, so ist das Verhandeln der importierten Waren auch in das nähere und weitere Hinterland von Birka möglich. Wenn man z. B. die Verteilung des karolingischen Imports in Schweden betrachtet, so ergibt sich auch, daß Birka zwar eine starke Anziehung von Importgegenständen erkennen läßt, im übrigen doch aber auch reiche und wertvolle Günder aus dem Ausland in das direkte Hinterland der Stadt gelangten. Ähnlich ist es im übrigen auch mit den Erzeugnissen des Orienthandels. Hier in Birka scheinen große Märkte abgehalten worden zu sein, zu denen die Bevölkerung der umliegenden Gebiete im Sommer zu Schiff, im Winter über das Eis kam, um ihre Waren auszutauschen. Birka war also nicht nur das Endziel zweier Fernhandelsstraßen, sondern auch der Mittelpunkt eines intensiven Tauschhandels mit den Bewohnern der umliegenden Gebiete, also ein Marktplatz im wahren Sinne des Wortes.

Die Verhältnisse in Hailthabu scheinen im einzelnen doch anders gelegen zu haben und die Gleichsetzung der beiden Handelsstädte Birka und Hailthabu kann sich nur in großen Zügen auf die Bedeutung des Handelsplatzes, nicht aber auf die Struktur des Handels beziehen. Auch Hailthabu war eng mit dem Netz von Fernhandelsstraßen verknüpft. Aber es lag nicht wie Birka am Endpunkt zweier großer Handelsstraßen, sondern es lag als Umschlagplatz an einem der beiden großen Wege, nämlich auf der Verbindungslinie zwischen Birka und Westeuropa. Wohl mag der über den großen Landweg vom Norden nach Süden und Südwesten führende Verkehr eine gewisse Bedeutung gehabt haben, die Wichtigkeit des Schiffsahrtsweges hat er aber wohl kaum erreicht. Hailthabu lag an einer sehr wesentlichen Stelle, nämlich dort, wo Nord- und Ostsee miteinander auf engem Raum leicht verbunden werden konnten.

In der Merowingerzeit bildete das Ostseebecken und das Küstengebiet der Nordsee zwei getrennte Wirtschaft- und Kulturgebiete, die zwar nicht gänzlich unabhängig voneinander bestanden, deren Verbindung miteinander aber doch auf ein geringes Maß beschränkt war. Erst mit dem Aufstehen des Fernhandels sind, wie schon vor langer Zeit Cophus Bugge gezeigt hat, die trennenden Schranken in größerem Umfang beseitigt worden. Trotzdem haben auch noch zur Wikingerzeit Ostseeraum und Nordseegebiet verschiedene kulturelle Ausprägungen erfahren. Als eine der einschneidendsten Veränderungen der Verhältnisse ist die Überbrückung der die beiden Gebiete trennenden jütischen Halbinsel zu betrachten, und dieser Verbindungsweg führte eben über Hailthabu.

An dieser Stelle kamen sowohl die Kaufleute aus dem Westen Europas wie die aus dem Ostseegebiet zusammen, um hier die Waren der verschiedenen Wirtschaftsräume gegeneinander auszutauschen. Dieses Bild des im wesentlichen auf dem Tauschhandel größerer Kaufleute beruhenden Handelsverkehrs spiegelte sich recht deutlich auch in den ganz spärlichen Quellen wider. Der Biograph Ansgars, Rimbert, der in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts Hailthabu besuchte, schildert uns die Bedeutung des Platzes als Treffpunkt der Kaufleute mit den Worten „Sliaswic, ubi conventus fiebat negotiatorum“. Ich habe schon an anderer Stelle darauf hingewiesen, daß hier der Ausdruck „conventus“ die Bedeutung von Messe haben könnte, d. h. eines zu bestimmter Zeit wiederkehrenden Treffens der Kaufleute aus den verschiedenen Wirtschaftsräumen. Wir besitzen auch gelegentlich andere Hinweise auf eine solche Bedeutung der Stadt. Die von Alfred dem Großen in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts besorgte Herausgabe der Weltgeschichte des Orosius enthält im Anhang zwei sehr aufschlußreiche Berichte, die von Wikingern stammen. In beiden Fällen handelt es sich wohl um Kaufleute, in denen der eine, Wulfstan, für die Kenntnis der Verbindung nach dem Osten bemerkenswerte Mitteilungen macht, während der zweite, Ottar, aus dem nördlichen Norwegen stammt. Wir erfahren aus dem Bericht etwas über die Stellung Ottars in seiner Heimat. Danach ist Ottar ein großer Grundbesitzer im nördlichen Norwegen, der große Viehherden sein eigen nannte. Darüber hinaus vergrößerte Ottar seinen Reichtum, also in diesem Falle die für den Tauschhandel zur Verfügung stehenden Waren durch seine Bjarmlandsfahrten, d. h. durch den Besuch des Küstengebietes des Weißen Meeres. Hier jagte er u. a. Wale, deren Haut das beste Rohmaterial für Schiffstane abgab, während das Elfenbein gerade in jener Zeit das afrikanische und indische von dem festländischen Markt zu verdrängen begann. Ottar besaß also reiche und für damalige Zeit sehr begehrte Tauschartikel, die er sicher nicht gegen Produkte des Landes in Hailthabu und Skiringal, dem Handelsplatz am Dölofjord, einzutauschen beabsichtigte. Daß er diese Handelsplätze aufsuchte, ist mit großer Wahrscheinlichkeit durch die Aussicht bedingt, hier von anderen weit hergereisten Kaufleuten bestimmte Waren eintauschen zu können. Während Birka auch die Vermittlung der eingeführten Waren in sein großes Hinterland bewerkstelligte, scheinen in Hailthabu die Verhältnisse anders gelegen zu haben. Die Stadt besaß das Hinterland, das von Birka zu versorgen war, nicht. Sie ist auf der schmälsten Stelle der Halbinsel angelegt. Gleich westlich der Stadt erstreckt sich in Nord-Süd-Richtung die breite, unfruchtbare Sanderfläche, der sogenannte Mittelrücken, der zu allen Zeiten siedlungsfähig gewesen zu sein scheint. Südlich der Stadt bis zur Eider hin erstreckt sich ein ebenfalls sehr dünn besiedelter Gürtel und im Südosten der Grenzwall gegen das slawische Gebiet, das zu Lande nur nach längerer Fahrt zu erreichen war. Lediglich die Landschaft Angeln, als deren Hauptstadt Hailthabu im 10. Jahrhundert bezeichnet wird, ist von Hailthabu sowohl zu Wasser, also über den Schleifweg, wie auch zu Lande leicht erreichbar. Dieses Gebiet weist im 9.-10. Jahrhundert eine verhältnismäßig dichte Besiedlung auf, wie die Funde und Ortsnamen zeigen. Die Landschaft kommt als natürliches Absatzgebiet für Hailthabu in Frage. Sie ist aber im Verhältnis zu den Räumen, die von Birka aus zu versorgen waren, verhältnismäßig klein und besaß wohl auch kaum die als Tauschobjekte besonders geschätzten Waren. Wenn sich hier ein Tauschhandel zwischen der Landschaft Angeln und Hailthabu abgespielt hat, so wird er sich wahrscheinlich zur Hauptsache auf die Versorgung der Stadt mit Lebensmitteln erstreckt haben.

Das sehr aufgeschlossene nordfriessche Gebiet war von Hailthabu nicht nur durch den Sander, sondern auch durch das recht dünn besiedelte festland-friessche Gebiet getrennt. Das Schwerkgewicht der Besiedlung lag auf den drei großen nordfriesschen Inseln. Diese Inseln sind, wie die Funde zeigen, sehr stark nach dem Westen orientiert, lassen aber auch Einfuhr aus dem Norden erkennen. Daß die Einfuhr aus dem Westen direkt über den Seeweg kam und nicht erst über Hailthabu ging, ist nach der Lage der Dinge sicher. Ob die Gegenstände nördlicher Herkunft auf dem Schleifweg herkamen, ist zum mindesten unklar. Pausen, der sich mit der slawischen Stellung der Schmuckfunde nordischen Gepräges von den friesschen Inseln beschäftigt hat, kommt zu der Annahme, daß es sich um norwegisches Einfuhrgut handelt, bzw.



um Reste norwegischer Besiedlung, die auf dem Seeweg nach Nordfriesland kam. Arbmān hat gezeigt, daß bei einzelnen Gegenständen, die bisher für nordisch gehalten worden sind, eine Anknüpfung an den westlichen entweder fränkischen oder angelsächsischen Kunstkreis wahrscheinlich ist, und ich selbst konnte bei einer Untersuchung eines bestimmten Schwerttyps zeigen, daß zum mindesten eines der „Wülferscherwerter“ fränkischen, jedenfalls nicht skandinavischen Ursprungs ist. Die Verbindungen dieses Gebietes mit der Stadt an der Schlei sind in den Funden nicht nachweisbar und nach den geographischen Voraussetzungen auch nicht einmal wahrscheinlich. Selbstverständlich konnte von Halthabu in kürzeren Handelsfahrten das Küstengebiet der westlichen Ostsee versorgt werden. Vor allem scheinen die Verbindungen hier nach der Küste Baglens gegangen zu sein. Dort tauchen keramische Gattungen auf, die, wie Huckle gezeigt hat, anscheinend aus dem Westen durch Vermittlung Halthabus dorthin gelangten. Als Beleg für die direkten Beziehungen zu Halthabu kann die Parierstange eines Schwertes gelten, die auf dem Burgberg von Sölse in Ostholstein gefunden wurde. Für diese Parierstange fand sich in Halthabu das Bruchstück einer Eusiform. Sicherlich hat dieser Handel mit den Küstengebieten der westlichen Ostsee auch im Handelsleben der Stadt eine gewisse Rolle gespielt. Er kann aber niemals den großen Umfang angenommen haben, wie das in Birka wahrscheinlich ist, denn es fehlten diesen Gebieten die als Gegengabe so beliebten Pelze. Wohl können Honig und Wachs, sehr wahrscheinlich auch Nahrungsmittel verhandelt worden sein, aber diese Gegenstände spielten im Fernhandel doch nur eine untergeordnete Rolle.

Sowohl die geschriebenen Quellen, die zwar sehr spärlich sind, als auch die geographische Lage der Stadt sprechen also dafür, daß die Bedeutung Halthabus eine andere war als die Birka. Hier trafen sich die Kaufleute zur Hauptsache aus den östlichen und westlichen Wirtschaftsgelieten, um ihre Waren gegeneinander auszutauschen, während der Markt Handel eine verhältnismäßig geringe Bedeutung besessen zu haben scheint. Daß tatsächlich die Erzeugnisse des namentlich nach Westen gerichteten Handels nicht in starkem Maße in das Hinterland einströmten, bezeugen die vornehmlich in Angeln gefundenen Wülferscherwerter. Während in Schweden der karolingische Import, wie übrigens auch die orientalische Einfuhr, nicht auf Birka allein beschränkt ist, sondern sich in ziemlich großem Umfang auch in der näheren und weiteren Umgebung der Stadt nachweisen läßt, sind die Einfuhrsunde aus dem fränkischen und angelsächsischen Gebiet bisher auf Halthabu beschränkt. Auch die in der Stadt selbst hergestellten Schmuckstücke scheinen in der näheren Umgebung nur einen spärlichen Absatz gefunden zu haben. Selbstverständlich fest die Entstehung einer so großen geschlossenen Siedlung einen gewissen Austausch mit dem benachbarten Gebiet zum Zweck der Sicherstellung der Ernährung voraus. Nahrungsmittel, wie Getreide und Fleisch sind sicher aus der Landschaft Angeln nach Halthabu gebracht worden, aber nicht um von hier aus weiter verschickt zu werden, sondern zum Verbrauch der Stadt selbst.

Betrachtet man die beiden Städte Birka und Halthabu unter den oben dargelegten Gesichtspunkten, so ergibt sich bei aller Gleichartigkeit der Siedlungen doch eine recht verschiedenartige wirtschaftliche Struktur, wie sie ja im übrigen auch noch in den Nachfolgestädten beider Siedlungen zum Ausdruck kommt, denn die wirtschaftliche Bedeutung Schleswigs und Lübecks ist eine andere als die von Siguna und Stockholm.

\*

Alg traf eine Hütte, die Tür war am Pfosten.

Er trat auf das Flett: Feuer war drinnen.

Ein Ehepaar saß, ein altes am Herde,

Ahne und Edda im alten Käppchen.

Edda, Lied vom Wanderer Alg

## K. Th. Weigel / Der Wilde Mann im Holzbau

### Beitrag zur Klärung eines Sinnbildes

W ielsach begegnet uns beim Durchblättern von Helmatzeitschriften als Bezeichnung für ein bestimmtes Fachwerkgefüge der Name „Wilder Mann“ oder auch „deutscher Mann“. Aus verschiedenen Landschaften ist der Name bezeugt, besonders aus Hessen, Schwaben, Franken und Thüringen. Da dieser Name sich bei Philipp Stauß findet, auch bei G. von List vorkommen soll, nahm ich an, daß es sich bei ihm um eine der vielen willkürlichen Bezeichnungen handele, die durch diese oft allzu leicht begeisterten Deuter in die Welt gesetzt worden sind. Nachdem nun jedoch aus Franken und Ostthüringen sichere Kunde über die im Volksmund lebendige Bezeichnung gekommen war, habe ich versucht, auch in Hessen diese Bezeichnung festzustellen. Dabei ergab sich, daß in einer ganzen Reihe von Dörfern der Kreise Alsfeld und Marburg (welche Kreise habe ich nicht besucht, doch wird der Name weiter verbreitet sein) und dieser Name von einfachen Leuten aus dem Volke genannt wurde, vorwiegend von Bauern. Und zwar wurde damit ausdrücklich das Balkengefüge benannt, das sich da befindet, wo eine Wand einbindet, oder an der Ecke des Hauses. Der senkrechte Balken oder Ständer zeigt dabei zwei schräge Abstufungen, die technisch bedingt sind, außerdem auch noch Kopfbänder, die eigentlich nicht notwendig zu sein brauchen. Tatsächlich entsteht ein Gebilde, das – in Strichen gezeichnet – einen Mann mit gespreizten Beinen und erhobenen Armen darstellen könnte, zumal noch beiderseitig die Mägel hinzukommen, die wie waagrecht ausgestreckte Arme wirken. Überraschend war bei diesen Befragungen die Antwort eines Bauern aus Kirtorf, Kreise Alsfeld, der uns sagte, im nächsten Dorfe, Seherbach, könnten wir einen solchen Wilden Mann noch sehen, da wäre er an einer Hausecke zu finden. Die Befragung ergab, daß tatsächlich die Hausecke nicht nur die verbreitete Balkenfügung der oben beschriebenen Art zeigte, sondern daß richtig über den „Armen“ (den Mägel) ein Kopf in die Ecke geschnitten war. Gerade in Hessen finden sich nun aber solche Köpfe sehr oft, ja, ganze Menschengestalten sind in die Hausecken eingeschnitten, so daß wahrscheinlich die Absicht, eine Menschengestalt zu bilden, wirklich bestanden hat. Wichtiger ist aber, daß derartige Einschnitten sich auch an diesem Fachwerkgebilde an der Hausfront finden, und daß dabei ebenfalls ganze Gestalten erscheinen. Damit ist zunächst erwiesen, daß nicht nur der Name „Wilder Mann“ tatsächlich lebendig ist, sondern daß sich mit ihm auch ein ganz bestimmter Gedanke verbindet. In diesem Zusammenhange sei auf die Veröffentlichung von Karl Hübner in Germanien 1936, Heft 10, verwiesen, die das Männchen von Bauerbach behandelt. Noch im Jahre 1826 ist dort eine Mannsgestalt mit erhobenen Armen in das Balkenwerk eingestügt worden, die vollkommen aus dem konstruktiven Rahmen des Bauwerks herausfällt. Sinn und Bedeutung dürfte, wenn auch heute natürlich nichts mehr darüber zu erfahren ist, die gleiche sein wie bei den hier geschilderten Balkengefügen. Es finden sich derartige Gestalten aber auch in anderen Landschaften, wie eine Aufnahme aus Steinach, Kr. Wolfach, zeigt, die eine solche Mannsfigur im Brüstungsfelde darbietet. Für die Bedeutung des Balkengefüges der beschriebenen Form ist außerdem die Feststellung wichtig, daß der Ständer wie auch die Ecksäule nicht nur eingeritzte Menschengestalten zeigen, sondern – vorwiegend in Hessen – häufig auch als Sinnbildträger Verwendung finden.

Zunächst sind wir also Mannsgestalten mit erhobenen Armen begegnet, die sichtlich eine Sinnbildbedeutung haben. Wir finden wiesach aber auch an städtischen Gebäuden des 16. und 17. Jahrhunderts Gestalten, die ausdrücklich den Wilden Mann darstellen, jedoch nicht mehr Balkengefüge sind, sondern richtige bildliche Darstellungen der bekannten Gestalt, wie sie die Arbeit „Wildg'jahr und Wildmänner in Tirol“ von Hugo Neugebauer im Dezemberheft von Germanien 1939 behandelt. Wie weit nun die dort festgestellten mythischen Züge auf unsere Darstellungen zutreffen, ist allerdings eine weitere Frage. Ich möchte auf die Arbeit von

Sigurd Grigori hinweisen, die unter dem Titel „Türwächter und Prangerfiguren“ in Nr. 1 der Zeitschrift Volk-Eis 1939 erschien. Er schildert darin Gestalten, die, zumeist mit Säbeln, Beihaken oder Keulen bewaffnet, an die Hauswände, ja auch an Zimmerwände gemalt sind und durch beigefügte Inschriften ausdrücklich als „Wächter“ bezeichnet werden, die jeden Gast hinauswerfen, der sich ungebührlich benimmt. Grigori verweist in diesem Zusammenhange auf eine Darstellung an der Rathausfassade in Krampe in Norddeutschland (in welchem?), die einen Wilden Mann zeigt mit der Aufschrift: „Stah dor huten – Ik sla dy up de Snuten. 1570“. Er stellt die Gestalt sicher richtig in die Reihe seiner Wächtergestalten und verweist darauf, daß auch an der Burg Blumhagen im östlichen Elbe im Jahre 1499 eine Wildemannsgestalt aufgestellt wurde, die zweifellos auch dort als Wächter angesehen werden muß. Das vielfache Vorkommen des Wilden Mannes an Kopfbändern neben Haustor oder Hausecke läßt nun auch ohne weiteres die Vermutung zu, daß es sich bei diesen Gestalten tatsächlich auch in Deutschland um Wächter handeln muß, die die Gestalt des Wilden Mannes bekommen haben. Daß sich öfter auch in gleicher Verwendung Krieger- oder Landknechtsgestalten finden, die ebenso wie der Wilde Mann ein Bäumchen oder einen Baum in der Hand halten, stützt diese Annahme. Auch finden sich solche Darstellungen oft genug an Stellen, die sonst Einbildchen tragen, die als besondere Schutzzeichen angesehen werden müssen, so auf Dachziegeln und selbst auf Kirchenglocken, wie auf der großen Glocke der Magdalenenkirche in Braunschweig (14. Jahrhundert). M. J. Helmers bringt in Germanien 1940, Heft 6, übrigens auch einen Hinweis auf solche Wächtergestalten, die in Baunach (Franken) neben einem Hofstor mit dem Spruche stehen:

„Wer under disen hineingeht  
Und ihn sein Sinn zum Edelstn stehd,  
Ist mihr lieber er Bleibd draussen,  
Ich haw darinnen Ragen, die selber mausen.“

Auch Hr. Nöfzinger verweist in „Volk und Scholle“ 1936 (S. 16) darauf, daß der Wilde Mann in Norddeutschland oft mit einem Bäumchen in der Hand in Balken geschnitten erscheint und vermutlich als Sommerfrühling angesehen werden könne. Er zieht von dieser Betrachtung aus eine wichtige Parallele zu dem Wilden Mann in der Moosumhüllung, der im Volksbrauch als Segensbringer auftritt, ebenso gut gelegentlich aber auch Hüter von Art und Sitte sein könnte, wie Heilbringer. Auch vermutet er in diesem Zusammenhange richtig, daß eine Verbindung zu unserer Sachwertfigur bestehen könne. Es sei schließlich noch auf K. von Spieß verwiesen, der in „Marksteine der Volkskunst“, 1937, annimmt, daß die Wilden Männer auf den alten Schildern und in Benennungen von Wirtschaftshäusern eine Beziehung zum „Lebenswasser“ verraten, als dessen Wächter sie hier aufgestellt worden sind. Ich möchte aber eher annehmen, daß sie auch hier die Wächter für gesittetes Benehmen sein sollen. Die von Spieß erwähnten Beziehungen zur Hochzeit dürften auf anderem Gebiete liegen. Auffällig ist natürlich das häufige Vorkommen des Wilden Mannes auf Hochzeitsstuden und Hochzeitskästen. Aus dem Harz ist belegt (S. Heyse, Der wilde Mann aus braunschweigischen-lüneburgischen Mützen, 1870, Zeitschrift des Harzvereins), daß Wildemannthalen früher durch den Brautgigam als Brautgaben gegeben wurden. Es rührt daher die Redensart „Den Wilden Mann hab ich noch, den Thaler hat er versoffen“.

Es besteht also keine Veranlassung, die Bezeichnung „Wilder Mann“ für eine Sachwertfigur zu bezweifeln. Aus den verschiedenen Überlieferungen und Belegen ergibt sich außerdem, daß die Bedeutung eines „Wächters“ als gesichert angesehen werden darf. Es fehlen eigentlich nur noch ältere Belege, die diesen Feststellungen auch noch eine gewissermaßen historische Verbindlichkeit verleihen. Da die Darstellungen jedoch zeitlich sehr weit zurückreichen, wird man darauf vorläufig verzichten können. Der älteste sichere Bildbeleg in unserem Archiv ist eine Wächtergestalt mit einem stattlichen Baum, die am Pfeilerbündel des Portales der aus dem 12. Jahrhundert stammenden Kirche in Aspach im Oberelsaß steht (Marburger Foto 26 025). Vermutlich wird sich unter den Männchen- und Männleinfiguren älterer Zeit eine ganze

Abbildung 1. Eielnach, Kreis Wolfach  
18. Jahrhundert. Aufnahme Ahnen-  
erbe, Dr. Schuler

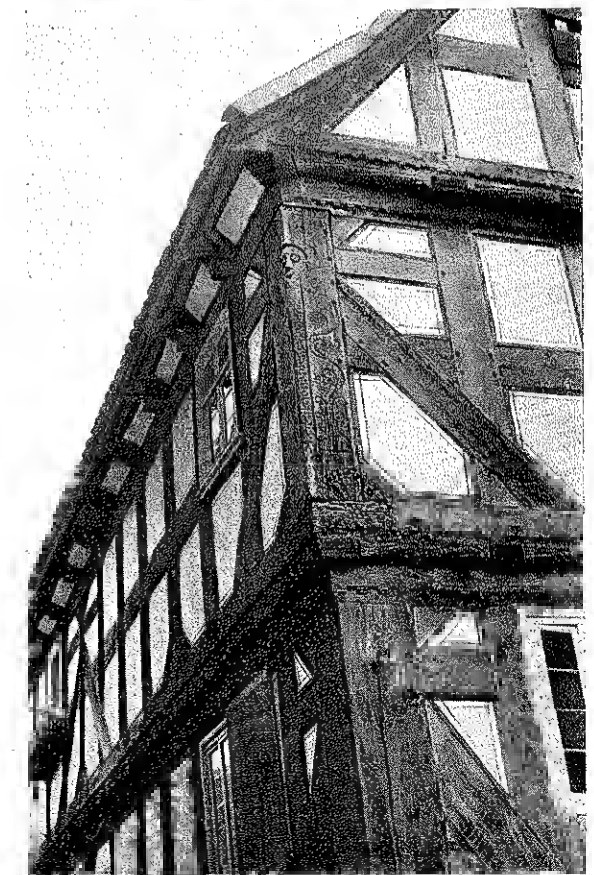
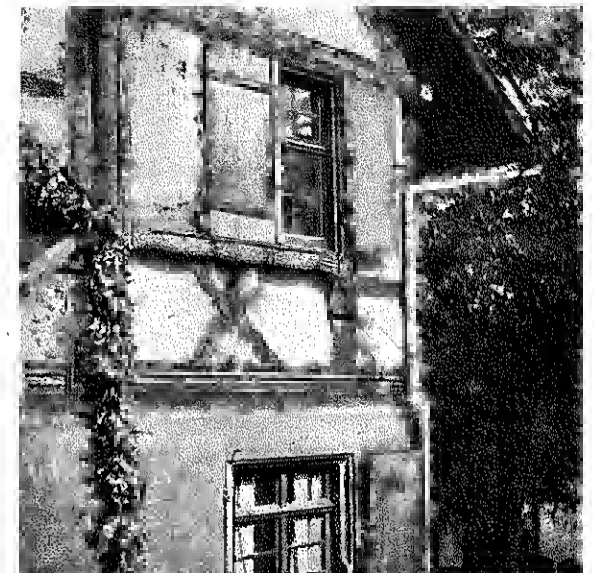


Abbildung 2. Bärgein, Kreis Marburg  
18. Jahrhundert. Aufnahme Ahnen-  
erbe, Weigel.





Abbildung 3. Braunshweig, 16. Jahrhundert. Aufnahme Ahnenerbe, Weigel.

Reihe von Darstellungen finden, die praktisch die gleiche Aufgabe zu erfüllen haben. Spätere Untersuchungen werden zweifellos weitere Aufschlüsse darüber bringen. Abschließend sei noch auf einen Deutungsversuch verwiesen, den B. Hanstmann in seiner Arbeit „Die neue Baukunst (die sogenannte Renaissance) des 16. Jahrhunderts in Erfurt“, erschienen in den Jahrbüchern der Kgl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt, 42. B., 1916, gibt. Er verweist darauf, daß seit dem ersten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts burgundische Bauleute die bisher in Deutschland tätig gewesenen Lombarden verdrängt haben. Die Rottenmarke oder das Kennzeichen der Burgunden bestand aus zwei gegenüber einander abgerundeten Halbmonden. Hanstmann bezeichnet sie als Doppelzeichen für Segen und Abwehr, ohne allerdings nachzuweisen, wo diese Anschauung belegt ist. Er fügt hinzu, daß man an dieses Zeichen aus der ältesten freien Handwerksübung der Zimmerleute gewohnt gewesen sei. Diese Gewöhnung begründet er damit, daß die germanischen Zimmerleute das Bauholz im Walde im Zeichen des abnehmenden Mondes geschlagen hätten. Sie hätten diesen – den Mond mit den beiden gegenständlichen Bogen vermutlich – in der Fachwerksfigur des wilden Mannes verwendet. Seiner Meinung nach ist der Begriff „Wilder Mann“ in Bezug auf diese Balkenfügung verdorren aus „wölbe Man“ = Neumond. Daß die Bauholz-

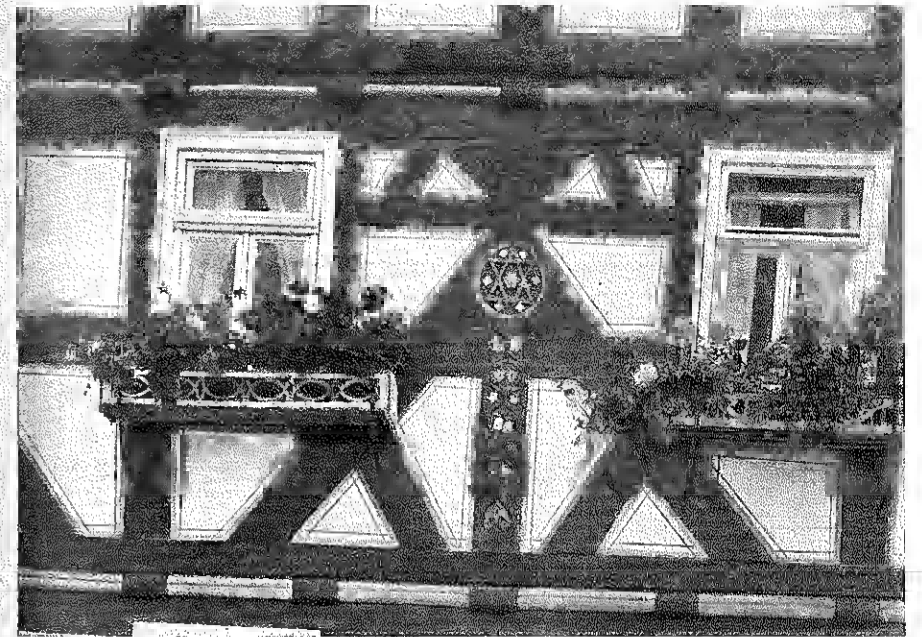


Abbildung 4 (oben). Kreis Marburg, 18. Jahrhundert. Der Wilde Mann im Gebälk als Sinnbildträger, Aufnahme Ahnenerbe Weigel. – Abbildung 6 (unten). Bauerbach 1826, Aufnahme Ahnenerbe, Weigel.





Abbildung 5. Wiedendruid, Staditor, 1549, Aufnahme Ahnenerbe, Belgel.

stämme mit besonderer Vorliebe im Zeichen des abnehmenden Mondes geschlagen wurden, trifft zu, doch scheint mir die Ableitung des Wortes doch etwas gewagt zu sein. Das Zeichen der gegenständigen Monde stand übrigens schon bei den Babylonern wirklich mit dem Monde in Verbindung. Als Zeichen der zu- und abnehmenden Mondphasen bildete es seit altbabylonischen Zeiten im Tierkreislaufe das Zeichen der Zwillinge, und bezeichnend ist, daß der Mond den Namen elammé = Zwillinge\*) führt. Trotzdem aber dürfte kaum in den Kopfbändern und Schrägen, die sich, mehr oder weniger konstruktiv bedingt, beiderseitig an die Ständer unserer Fachwerkbauten anlehnen, eine Nachbildung der beiden Mondschalen deabsichtigt gewesen sein, wenn vielleicht auch gelegentlich an Bauten des 16. Jahrhunderts geschwungene Schrägen oder Streben festgestellt werden können.

\*) Vgl. Afr. Jeremias, Handbuch der altorientalischen Geisteskultur, 1913, S. 95.

## Aus der Landschaft

**Vollsgedächtnis und Überlieferung.** In der Preignis erzählte man sich seit alter Zeit, daß im Hünzberg bei Seddin ein König in einem dreifachen Sarge liege (1). Diesen dreifachen Sarg dachte man sich so, wie es auch die Aftilasage berichtet, als einen kupfernen, darin einen silbernen und ganz innen einen goldenen Sarg. Als dann im Jahre 1899 der Hügel sachgemäß untersucht wurde, zeigte sich eine aus großen Findlingsblöcken erbaute Grabkammer, in der ein großes Gefäß aus braunem Ton stand, in diesem wiederum befand sich das kostbarste Stück des Fundes, eine große Bronzeurne von getriebener Arbeit. Sie enthielt die Leichenbrandbestattung eines Mannes im Alter von 30-40 Jahren. Wir haben also tatsächlich 3 Särge, die ineinandergestellt sind, vor uns, wenigstens in anderer Form, als sie die eine Leichenbrandbestattung in Urnen nicht mehr kennende Zeit sich vorstellte. Diese Vorstellung mag im einzelnen falsch gewesen sein, aber der Kern der Überlieferung wurde durch die Ausgrabung voll bestätigt: das Gedächtnis des Volkes hat die Erinnerung an eine Bestattung bewahrt, die vor 3000 Jahren stattgefunden hat. Daß es tatsächlich aber ein Königsgrab war, was man hier gefunden, geht nicht nur aus dem ungeheuren Aufwand bei der Herstellung des Grabes - zum Aufschütten des Grabhügels waren 30 000 Kubikmeter Boden zu bewegen - sondern auch aus den königlichen Beigaben von hohem Wert hervor, die sich trotz früherer Plünderung noch fanden. Oder ist es einleuchtender, von Zufall zu sprechen im Hinblick auf die Übereinstimmung der Ortsage und des Grabungsergebnisses?

Ein anderes Beispiel, das Leo Frobenius aus seinen Jugendjahren berichtet: „Ein alter Herr mit Namen Friß Pogge besaß in der Zeit, als die Friedrich-Granz-Bahn von Neubrandenburg nach Rostock gebaut wurde, ein Gut mit Namen Gevezin. Auf einem der Felder Gevezins lag ein kleines, kaum mehr als 1 1/2 m hohes Hügelchen, das bis dahin keiner der Gutsherren beachtet hatte. Nun

aber wollte es der Zufall, daß die Trasse, die die Landmesser für den Schienenstrang absteckten, genau durch das Hügelchen führte, und daß dieses hierdurch zum Ausgangspunkt großer Erregung wurde. Denn die Anwohner des Ortes Gevezin kamen nun jammernd zu dem alten Herrn Pogge und flehten ihn an, es doch um alles in der Welt zu verhindern, daß dies kleine Hügelchen durch den Bahnbau zerstört werde. Als die Leute dann befragt wurden, was es denn für eine Verwandtschaft mit dem Hügel habe, da rückten die braven Geveziner mit der Erklärung heraus: nach dem, was sie von ihren Eltern gehört hätten, sei in alter, alter, alter Zeit an dieser Stelle einmal ein König in einem goldenen Wagen in die Erde gefahren. - Die Ingenieure gaben dem Wunsch der Geveziner nicht Folge. Das Hügelchen wurde durchstochen und, da der Oberteil aus weichem Erdreich bestand, nach der Tiefe hin aufgestoßen. Es erwies sich als die Schale eines Grabes, das augenscheinlich in vollkommen unberührtem und niemals gestörtem Zustand war, in dessen Mitte aber ein kleiner Wagen aus Bronze lag, der in die früher großherzoglichen Sammlungen wanderte. Der Wagen ist ein typisches Stück der Bronzezeit. - Dies Beispiel beweist - so folgert Frobenius -, daß die Menschheit, obwohl im Verlaufe der seit der Grabanlage verflossenen Zeit fraglos verschiedene Völker als Besitzer des Landes miteinander wechselten, die Erinnerung an ein mit dem Stück Erde verbundenes Geschehnis durch etwa vier Jahrtausende lebendig erhalten hat" (2).

Daß uralte Traditionen in vielen Volksbräuchen noch lebendig ist, mag selten so deutlich werden wie in dem nachstehenden Bericht: „In einer dänischen Kirche war es bis vor einem Duzend Jahren Brauch, daß die Männer, wenn sie zum Altar gegangen waren und wieder herunterkamen, an einer bestimmten Stelle stehenblieben und nach einer gewissen Richtung der Kirche sich verneigten. Niemand wußte den Grund dieses Grußes sich zu erklären. Als man aber eine Kalklage von jener Wand entfernte, kam unter derselben ein Marienbild zum Vorschein. Offenbar hatte der Gruß diesem Bild gegolten, dessen Herstellung noch vor die Reformationszeit fällt. Der Brauch, sich gegen dasselbe zu verneigen,

hatte sich, auch nachdem sein Sinn vergessen und das Bild überflücht war, erhalten" (3). Das sind drei beliebig aufgegriffene Beispiele, aber hier wie dort zeigt sich eine erhaltende Kraft am Werk, die nicht übersehen werden darf. Aber Generationen hin, ja über außerordentlich lange Ketten von Generationen hin bleibt hier etwas lebendig auf eine Weise, die mit der uns sonst allein bekannten Form der Überlieferung, nämlich der schriftlichen, ganz und gar nichts gemein hat. Es verbirgt sich hier eine ganz erstaunliche Lebensfähigkeit, die sich des Kollektivbewußtseins oder Gedächtnisses bemächtigt, um die Zeit zu überwinden.

Stellen wir nun auch die Tatsache, die in den eingangs dargestellten Fällen ihren sprechenden Ausdruck findet, aus zahlreichen Erfahrungen fest, so bleibt doch – und gerade in unserer verstandesmäßig arbeitenden Zeit – noch genug des Rätselhaften an der Überlieferungskraft des Volkes.

Was wir aus den eingangs angeführten Beispielen ohne viel Nachdenken feststellen können, ist zunächst dies: es gibt ein unmittelbares Wissen um die Vergangenheit und damit ein Wurzeln des Heute im Gestern, und daneben ein dem Gewesenen Abgestorbenheit, ein sich nicht mehr Erinnern, dem also auch die in das Vergangene dringenden Wurzeln abgestorben sind. Indem wir von Abgestorbenheit sprechen, drücken wir damit aus, daß es früher ein Lebendiges gegeben haben muß, daß etwas Leben gehabt hat. Wenn also das Erinnern, das uns Heutigen verlorengegangen ist, in einem umfassenden Sinn lebendig gewesen ist, dann hat es also über die Schwelle der Geburt nach rückwärts gereicht. Dann hatten jene frühen Menschen, denen solch Erinnern geblieben war, einen ganz anderen Vergangenheitsbegriff als wir heute. Damit erklärt sich nun auch, warum solche Reken eines Volksgeächtnisses, wie wir sie mitgeteilt haben, niemals bei komplizierten Menschen, bei Denkern und Intellektuellen, ja niemals bei Großstadtmenschen zu finden sind, sondern nur bei „Primitiven“, auf dem Lande also, wo der Intellekt die Menschen in ihrer ursprünglichen Veranlagung noch nicht unterjocht hat, wo noch eine Verwurzelung im ureigenen Boden besteht.

Damit ist gesagt, daß das Phänomen des

Volksgeächtnisses, um das es sich hier handelt, nicht auf psychologischem Wege allein enträtselt werden kann, sondern daß wir ihm nur näher zu kommen vermögen, wenn wir mit vollkommener Unvoreingenommenheit und mit dem aufrichtigen Glauben an die absolute Wirklichkeit an die Erscheinung herantreten. Ob sich der Schleier aber wird lüften lassen, bleibt angesichts der Tatsache, daß wir es mit einer uns nicht mehr eigentümlichen seelischen Funktion zu tun haben, mehr denn fraglich. Das Geheimnis ist nicht damit erklärt, daß man eine ununterbrochene mündliche Überlieferung von den Eltern zu den Kindern und Enkeln und immer weiter annimmt. Warum wird dann diese „Sage“ nicht einmal im Laufe so vieler Generationen schriftlich ausgezeichnet und in dieser Form weiter überliefert? Warum ist die Überlieferung vom Schleier des Geheimnisses umwoben? Warum wird sie nicht Fremden weitergegeben, sondern unter den Eingeweihten wie unter Eingeweihten so sehr gehütet, daß einem Ortsfremden gegenüber das Bestehen einer solchen Überlieferung einfach bestritten wird?

Hier wäre eine innerlich höchst beachtliche Erklärung die, daß es sich um eine Überlieferung aus heidnischer Zeit handle, die vor der christlichen Kirche geheim gehalten werden müsse. So einleuchtend diese Erklärung ist, so vermag sie doch nicht zu befriedigen. Es ist eben etwas durchaus anderes um mündliche oder schriftliche Überlieferung. Genau so wie das ursprünglich nur mündlich überlieferte Heldenlied degeneriert, sobald es ausgezeichnet wird, geht aller sagenhaften Überlieferung das Ursprüngliche verloren, sobald sie nicht am Boden haftet, zu dem sie gehört, sondern anderwärts hin mitgenommen oder übertragen wird.

Ein treffendes Beispiel hierfür aus einer Zeit, die noch nicht von Druderschwärze angegriffen war, bietet Paulus Diaconus in seiner Langobardengeschichte, in der er eine Fülle von Stammesagen oder besser Volksereignissen aus der Vorzeit seines Stammes bis hinauf ins Mythische übermitteln will. Aber dem gelehrten Manne, der auch gern als Dichter Ruhm ernten möchte, mangelt diese Ursprünglichkeit, und so vermag er nicht überzeugend darzustellen. Es ist, als ob mit der Aufzeich-

nung den Sagen die natürliche Selbstverständlichkeit verloren ginge, und wenn man bedenkt, daß zur Zeit der Aufzeichnung, also gegen Ende des 8. Jahrhunderts, die Langobarden bereits 350 Jahre, Teile von ihnen sogar 650 Jahre auf der Wanderung aus ihren alten Sitten an der unteren Elbe waren, so wird die Entwurzelung des gesamten Sagensgutes verständlich.

Was das Volksgeächtnis germanischer Stämme von ihrer Vorzeit noch jahrhundertlang bewahrt hat, mußte immer mehr verblasen oder zum mindesten durch Verwechslungen und Phantastereien entstellt werden, wenn einmal die über Jahrhunderte sich erstreckenden Wanderzüge der Stämme die Tradition vom angestammten Boden losgerissen hatten, an dem sie haftet, und wenn das Volk die Gegend, in der eine Sage spielt, nicht mehr aus eigener Anschauung kennt.

Kein Wunder also, wenn nur außerordentlich geringe Bruchstücke von den alten Stammesagen sich durch zufällige Aufzeichnung erhalten haben und so auf uns gekommen sind, nachdem die Stämme als solche untergegangen sind. Was uns Paulus Diaconus übermitteln will, ist darum auch nicht etwas, was noch in ihm, dem gelehrten Manne, lebendig gewesen wäre, nein, nur das, was ihm aus ursprünglicher Quelle bekannt geworden ist. Auch Jordanes berichtet manches aus der Volksüberlieferung der Voten, das für uns von unschätzbarem Werte ist, wenn es auch vom Wurzelboden der lebendigen Tradition losgelöst und darum der Verderbnis verdächtig ist.

Man kann sich also auf den Wortlaut solcher Überlieferung einer Sage für geschichtliche Feststellungen nicht verlassen. Aber ihren ungeheuren Wert behält alle solche Überlieferung, wenn sie richtig ausgewertet wird. Man darf nie vergessen, daß in schriftloser Zeit das Volksgeächtnis anders arbeitete als heutzutage, wo man sich ganz und gar darauf verläßt, was man schwarz auf weiß besitzt.

Wenn wir gesehen haben, daß im Siedbinder Königsgrab gar kein Wortlich zu nehmender dreifacher Sarg, wie das Volk glaubte, vorhanden war, daß vorgeschichtliche Wallburgen als Schwedenfestungen im Volksglauben fortleben, daß manche Sage an Kaiser Karl oder Friedrich Barbarossa anknüpft, die in Wirklichkeit ganz andere Hintergründe hat, so wird

mancher geneigt sein, das Volksgeächtnis als unzulänglich und unzuverlässig zu bezeichnen und es von jeder wissenschaftlichen Bewertung auszuschließen. Das hieße aber nichts anderes, als dem Volke Unrecht tun. So hat das Volksgeächtnis in einer anderen Sage die zeitlichen Zusammenhänge verschoben. Die Stadt Avenches am Murtensee in der Schweiz, deren deutscher Name Wisliburg ist, wurde von den Alemannen unter Führung eines Bibil erobert und mit Feuer und Schwert zerstört (4). Wie aber in späteren Jahrhunderten die Volksage alle möglichen Schattenspielen den Schweden unterstellt, so schreibt hier die Sage den Untergang des alten Avenches den Wikingern zu. Abt Nikolaus vom Kloster Thvera auf Island, der um 1150 einen Pilgerführer nach Rom und Palästina auf Grund eigener Anschauung schrieb, berichtet über diese Stadt: „Das war eine große Stadt, bis die Eddbrokshöfne sie eroberten, jetzt ist sie klein.“ Er spielt damit auf die Sage von Ragnar Eddbrok (Magnars saga lod brokar), Kap. 13 an.

Man kann das Unbewußte in der Volksseele, auf das sein Gedächtnis zurückgeht, nicht mit Maßstäben des bewußten Lebens beurteilen. Soviel sollte jeder Wissenschaftler als Zeitgenosse eines E. S. Jung, eines Prinzborn und ihrer Nachfolger doch wissen, wenn man auch sonst der Psychologie fern stehen mag. Was das Unbewußte in seinen unverlierbaren Schatz aufnimmt, muß in der Form sich den Bedingungen anpassen, unter denen das Unbewußte allein wirken kann. Wenn wir etwas überliefern wollen, so steht uns nur das Mittel der schriftlichen Niederlegung, für geschichtliche Ereignisse also die Chronik, zur Verfügung, wie zur Zeit des deutschen Heldenliedes nur der gesangmäßige Vortrag zur Weiterverbreitung möglich war. Wir vergessen dabei aber, daß das Verbreitungsmittel der Schrift einer ganz bestimmten, und zwar intellektuell orientierten Bewußtseinsstufe entspricht, die einer früheren Menschheit nicht eignete. Wir verlassen uns heute auf die schriftliche Fixierung eines Gedankens, wenn wir ihn nicht verlieren wollen, und haben damit die Kraft und Fähigkeit unseres Gedächtnisses in erheblichem Maße zurückgebildet, während eine ältere Menschheit von der Stärke ihres Gedächtnisses ganz abhing.



Wenn wir Heutigen uns einen Gedanken, ein Wort oder einen Namen merken wollen, so stellen wir uns das Schriftbild des Wortes vor; also ein Bild. Der Mensch, der keine Schrift kennt, muß eben ein anderes Bild wählen, das er sich einprägt. Das Volksgedächtnis, das auf einer anderen Bewußtseinsstufe als der intellektuellen sich bewegt, vermag sich nicht einer toten oder lebendigen Sprache zu bedienen – denn diese sind ja alle nicht allgemein verständlich –, sondern vermag sich nur in Bildern zu dokumentieren, in Bildern, die unabhängig sind von den verschiedenen Sprachen und darum auch allgemein verständlich. Die einmal geprägten und dem Unbewußten eingepprägten Bilder sind von beinahe vollkommener Widerstandsfähigkeit gegen Zerstörungstendenzen. Darum werden diese Bilder auch mit beispielloser Fähigkeit festgehalten.

„Jede Phantastätigkeit beginnt mit einer Gesamtvorstellung, die zunächst nur in unbestimmten Umrissen vor dem Bewußtsein zu stehen pflegt. . . Was diese Tätigkeit von dem logischen Gedankenprozeß unterscheidet, ist einerseits die sinnliche Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Vorstellungen, andererseits das Fehlen der begrifflichen Elemente und ihrer sprachlichen Symbole, an deren Stelle eben die sinnlichen Einzelvorstellungen an dem Vorgange teilnehmen. So ist die Phantastätigkeit ein Denken in Bildern. Diese passive Phantasie in allen ihren Formen wirkt um so lebhafter und unwiderstehlicher, je mehr das logische Denken zurücktritt, daher vor allem beim Naturmenschen und beim Kinde“ (5).

Der Seddiner Fall, wo das Volk von einem dreifachen Sarg sprach, während es sich um ein Bronzegefäß in einer Urne handelte, die in einer Grabkammer stand, beweist auf das schlagendste, wie unvollkommen Wort und Sache übereinstimmen. Die Verwendung der Sprache als Verständigungsmittel zeigt wieder einmal ihre ganze Mangelhaftigkeit. Die Sprache zeigt sich als unfähig, das was die Überlieferung bewahrt hat, eindeutig und klar zum Ausdruck zu bringen, denn sie fand hier ein Bild vor und sollte den Sinn aus dem Bilde ausschöpfen. Dabei versagte sie, weil die Träger der Sprache nicht mehr in Bildern denken können.

Anders ist es um den magischen Charakter der Sprache bestellt, der ihr nicht weniger anhaftet als den Dingen. Magisch gebraucht, beschwört die Sprache die Dinge heraus und entblößt sie in einer Weise, die keine Fälschung, keinen Traum zuläßt. Denn der Sinn des Dings ist eins mit dem Sinn des Wortes. In solcher Art vermochte wohl die Vorzeit die Sprache zu gebrauchen, aber uns ist diese Fähigkeit abhanden gekommen, und darum kommt es bei unserer Verständigung zu solch einem Auseinanderbersten zwischen einer nicht mehr zutage liegenden Wirklichkeit und jener höheren Wirklichkeit, der alles in einem tiefsten Sinne klar benennbar ist.

Die dem Gedächtnis eingepprägten Bilder sind gegenwärtig, sie drücken also Vergangenes in lebendiger Gegenwart aus, und darum wird es ohne weiteres verständlich, wenn das Volksgedächtnis etwa vorgegeschichtliche Wallanlagen für Schwedenkronen erklärt und in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges rückt oder eine uralte Stammes Sage an Friedrich Barbarossa anknüpft. Das Bild ist eben nicht geeignet, um zeitliche Vorstellungen zu fixieren. Das dem Gedächtnis eingepprägte Bild ist aber auch niemals so eindeutig und klar, daß es bei seiner Reproduktion ins Bewußtsein wieder in vollkommener Klarheit und Frische auftaucht. Die Sage vom dreifachen Sarg des Seddiner Königsgrabes mag das am treffendsten veranschaulichen. Aber auch die Karlsbader Gründungs Sage, an der E. G. Kolbenheyer den Nachweis geliefert hat, daß in ihr „ein Motiv wirksam wird, das nicht frei erfunden ist, sondern auf Reproduktion vorgegeschichtlicher Menschheitserlebnisse zurückweist, die einer Bewußtseinswelt der Sagenbildner völlig entrückt sein mußten“ (6), ist ein sprechendes Beispiel für die Art, wie Bilder der gedachten Art sich im Volksgedächtnis durch Jahrtausende erhalten. In der Hirschenprung Sage, die wiederum bezüglich der zeitlichen Fixierung derselben Willkür verfallen ist wie die meisten Sagen, wird die Gründung Karlsbads zwar einem Jagd Erlebnis Karls IV. zugeschrieben, tatsächlich aber handelt es sich um ein Bild aus dem Volksgedächtnis, das Jahrtausende alt ist: nämlich die Erinnerung an jene dem mangelhaft bewaffneten Menschen der Steinzeit geläufige Jagd, bei der das Bild einem Ab-

grund angetrieben wurde, wo es durch Absprung den Tod fand. Ist es nun einmal gelungen, bei einer Sage durch das darin enthaltene Bildmaterial den tatsächlichen zeitlichen Ursprung gegen den heutigen Wortlaut der Sage zu bestimmen und festzulegen, so ist noch viel eindringlicher bewiesen, daß die Sage an der Wirklichkeit haftet, daß also das überlieferte Bild bodenständig ist; d. h. also im Karlsbader Falle, daß die Felswände des Hirschenprungbergs zu prähistorischen Treibjagden benützt wurden.

Wir haben zwar eine ganze Reihe von Beispielen angeführt, aber trotzdem ist die Zahl solcher Sagen, die uraltes Volkswissen bis auf den heutigen Tag erhalten haben, verhältnismäßig gering. Woran liegt das? Bevor diese Frage erörtert sei, möge das Wesen des Volkswissens näher betrachtet werden. Es kommt immer darauf an, ob eine Sage die Gefühlswerte einer echten Sage aufweist, also „von jener eigentümlich befriedigenden und sonderbar lösenden Wirkung begleitet“ ist. Trifft das zu, dann handelt es sich niemals um leeres Gerede, sondern dann dokumentiert sich in der Sage eben das Volksgedächtnis, und solche Sagen behalten diese faszinierende Wirkung auf uns selbst dann, wenn ihr Inhalt unser Gefühl für Recht und Gerechtigkeit verletzt. Es sprechen uns aus ihnen Erlebniswerte an, die uns durch die in letzten Spuren noch vorhandenen, vom Verstand noch nicht verdeckten Verbindungen zu einem Kollektivbewußtsein vertraut sind, das die Geisteswelt unserer Ahnen erfüllte. Es blendet gewisse nicht zu unterschätzende Schwierigkeiten, in unserer Zeit von intellektuell nicht faßbaren Tatsachen zu sprechen, denn die gegenwärtige Kulturpoche ist vor allem eingestellt auf die Erkenntnis und Beherrschung der materiellen Welt. Und ob wir uns sträuben, wir müssen erkennen, daß es im Geistigen unterirdische Ströme gibt, aus denen die seelische Substanz aller Völker gespeist und erneuert wird. Kommen diese Ströme aber allen Völkern zugute, dann heißt das nichts anderes, als daß eine einheitliche Überlieferung am Werke ist, die allen Völkern zuteil wird. Dann erklären sich aber auch von selbst alle Einheitsformen in den Bräuchen und Seelenhaltungen frühzeitlicher Menschheit, und es wird verständlich, wie so wir ein und

denselben Brauch, ein und dieselbe Vorstellung an ganz verschiedenen Punkten der Erde in einer Zeit treffen, wo Übertragung mangels jeglicher Verkehrsmöglichkeit ganz ausgeschlossen erscheint. Da finden wir z. B. im Zweifromlande Beisetzungsbräuche, denen wir etwa im Oseberg-Grabhügel wieder begegnen. Es muß diesen Bräuchen eine Vorstellung zugrunde liegen, die ihre Wurzeln in einer Geistigkeit hat, die hier wie dort in gleicher Weise wirksam ist. In den Vedas und im Avesta finden sich Erinnerungen an ein nördliches Heimatland mit langen Nächten. Geht man derartigen Angaben mit Ernst und Gewissenhaftigkeit nach, so ist nicht von der Hand zu weisen, daß es sich hier um Ausprägungen des Volksgedächtnisses handelt, die auf keine schriftliche Tradition zurückgehen können, aber darum nicht minder wichtig sind, weil sie uns Aufschlüsse geben über Ursprung und Wanderungen der arischen Iranier und Indier nach dem Süden. Diese Ströme entstammen einem Bewußtsein, das sie ausendet und lenkt. Ein solches Bewußtsein aber ist kein reflektierendes, sondern ein durchaus aus sich zeugendes, das den Sinn dessen, was es schafft, als ein reales geistiges Geschehen unmittelbar anschauend erfahren hat und nun als Ausdruck dieser Erfahrung sinnlich sichtbar das wirkt, was als Vorbild und Lehrmittel den Völkern dienen soll. Was also jenen Strömen die lebendige und lebendige Kraft gibt, ist der Sinn. Nehmen wir als Organ einer Volksgemeinschaft den Brauch, so heißt das: der Brauch lebt und stirbt mit dem Sinn, aus dem er geschaffen. Er kann aber nicht mehr leben, wenn das Bewußtsein, dem er seine Entstehung verdankt, sich gewandelt hat. Dann wird der Brauch sinnlos, und ihn wieder einführen würde nichts anderes bedeuten, als an Stelle eines Seins einen leeren Schein zu setzen. Deshalb konnte die christliche Kirche in der Glaubenswende den alten Glauben auch niemals mit Stumpf und Stiel ausrotten, selbst wenn es ihr möglich gewesen wäre, ihn logisch auf das vollkommenste zu widerlegen; sie konnte ihm nur beikommen, indem sie den Sinn aller auf dem alten Glauben beruhenden Bräuche umbog und so die Gefährlichkeit der Überlieferung unterbrach. Ist diese aber so stark, daß sie nicht ohne weiteres zerstört wer-



den kann, dann fließt der Strom der Überlieferung unterirdisch im Dunkeln fort und äußert sich in Volksglauben, Brauch und Sitte, dabei sich nicht etwa auf die niederen Schichten des Volkes beschränkend, sondern sich überall Geltung verschaffend, wo noch eine Spur der alten Verwurzelung sich zeigt. Reißt die Überlieferung einmal ab – und das kann sie nur, wenn sie aus dem Kollektivbewußtsein des Volkes schwindet –, so läßt sie sich nicht wieder aufnehmen. Wird das, was sie befaßt, später einmal wiedergefunden, vielleicht durch eine Niederschrift, eine Inschrift oder dergleichen, so bleibt diese Tradition ohne Überzeugungskraft, es fehlt ihr die lebendige Epelung aus dem Volkstörper. Die Tradition ist dann eben tot; sie kann nicht wieder zum Leben erweckt werden. Was durch gleichgültige Vernachlässigung zur Wüste wurde, bleibt öde und leer; nichts grünt hier wieder.

Es kann aber doch in gewissem Sinne wiedererstehen. Wenn ein neues Urgeistiges durch die Welt weht, dann vermag auch das erloschene Leben der Sage sich neu zu regen; aber nur insoweit sie mit dem Neuen in einem unausweichlichen Zusammenhang, in irgendwelcher Verwandtschaft oder Bindung steht. Dann reißt das Neue alles an sich, was an verwandtem Alten untergegangen und erloschen ist: wie ein Wirbelwind alles mit sich reißt, so zieht eine neue Bewegung im Reiche des Geistigen alles an sich, was ihm adäquat ist. Gerade das erleben wir heute. Es ist ein Urgeistiges, was sich heute in der Bestimmung auf unser Ahnenerbe ausdrückt; es ist keine Mode, wie die überlebte Schwärmerei für deutsches Altertum, die im 19. Jahrhundert aufschwante. Heute furcht der neue Wind die geistigen Wege bis zum Grunde auf und macht vor Weltanschauung und Religion nicht halt. Ist es da nach dem Gesagten ein Wunder, wenn auch längst erloschene Tradition auf einmal aufersteht zu neuem Leben, wenn das Volksgedächtnis sich wieder bestimmt auf eine Überlieferung, die vielleicht seit Jahrhunderten versunken war? In einem intuitiven Menschen zündet ein Funke und sofort springt er über auf andere: mit einer Bereitwilligkeit wird alte Sage aufgenommen, als wäre sie nie erloschen gewesen. Instinktiv ahnt das Volk, daß es sich hier um echtes Gut

handelt und macht es sich drum zu eigen, denn es ist ja sein ureigenstes Eigen, sofern das Volk Sippen- oder stammesmäßig noch daselbe und nicht verfälscht oder entkräftet ist. Wie das Brauchtum, das noch im Volke lebendig und noch nicht verderbt ist, tiefstes Wissen um den Ablauf des Jahres, um den Ablauf des Menschenlebens zwischen Geburt und Tod, um den Rhythmus und die verborgenen Kräfte der Natur darstellt, das in seiner Ursprünglichkeit und Trefflichkeit oftmals die Forschungsergebnisse moderner Wissenschaft in den Schatten stellt, so besitzt das Volk einen ihm selbst gar nicht bewußten und geachteten, darum aber nicht weniger schätzbaren Fundus von Weisheit, der aus Quellen gespeist wird, die der gelehrten Wissenschaft unserer Tage vollkommen verschlossen sind. Wie die echte Volksüberlieferung wissenschaftlichem, reflektierendem Bewußtseinsvollkommen gegenüber recht behält, zeigt ein Fall aus Schweden. In Alt-Alfala befinden sich drei Hügel, die der Volksmund „Königshögarne“ (Königshügel) nennt und von denen das Volk behauptet, daß unter ihnen die Könige ruhen, die das Volk verehrte. Von einer allzu eifrigen Wissenschaft, die der Phantasie nicht die erforderlichen Zügel anzulegen wußte, wurden die Hügel als Götterhügel angesprochen und sollten Odhin, Thor und Frey gelten. Aber diese aus Reflexion entstandene Deutung wurde vom Volk abgelehnt, für dieses waren und blieben es die Königshügel. Und das Volk hatte – wie die Ausgrabungen schließlich bewiesen haben – recht, denn die Hügel bargen Grabkammern von fürstlichem Gepräge.

Wir haben von Volksgedächtnis gesprochen und damit das Kollektivbewußtsein auf ein Volk beschränkt; man kann aber, nachdem das Volksgedächtnis nachgewiesen ist, auch von einem Völkergedächtnis oder – was daselbe befaßt – einem Menschheitsgedächtnis sprechen, einem Gedächtnis also, dessen Inhalt allen oder mehreren Völkern gemeinsam eigen ist. Dann wird z. B. alles, was in den verschiedenen Völkern an Drachensagen fortlebt, bezogen werden können auf den Schatz ihres Gedächtnisses aus urgeschichtlicher Zeit, aus ganz anderen Perioden der Erdgeschichte. Und wenn wiederholt werden darf, daß der geschichtliche Sinn des Volksgedächtnisses

ein ganz anderer ist als der unsere, so wird auch hier verständlich, wenn die Abenteuer mit Drachen ebenso zeitlich an die Gegenwart herangeholt werden, wie Ereignisse aus mittelalterlicher oder frühgeschichtlicher Zeit in den Dreißigjährigen Krieg oder gar in die Napoleonischen Feldzüge verlegt werden. Es wird auf jeden Fall klar, daß das Gedächtnis des Volksganges oder einer Klasse nicht gebunden ist an die Weitergabe von Individuum zu Individuum, sondern aus einem Kollektivbewußtsein gespeist wird, für das die Zeit als solche nicht existiert.

Unterschätze die Aufklärung jegliches Wissen des Volkes, weil sie darin nur Aberglauben und Unsinn erblickte, und es überall zu dem kritischen, exakten Wissen der Wissenschaft, namentlich der Naturforschung, im Gegensatz fand, so begeisterte sich die Romantik geradezu für das Volkswissen. Aber beide meinten etwas anderes: die Romantik verehrte im Volke das uralte, vererbte Wissen, das auf eine innige Verbindung mit der Natur zurückging, die Aufklärung aber sah in ihrem rein verstandesmäßigen Wissensbetrieb nur das ihrer Ansicht nach unwissende Volk und suchte es durch Vermittlung des neuen Wissens, das ihr mit Wissen schlechthin identisch war, aufzuklären – ja zu heilen. Das hat eine Verchiebung des Begriffes Wissenschaft zur Folge gehabt, der fürderhin nur für das Ergebnis der berufsmäßigen Forstertätigkeit, womöglich mit akademischer Abstempelung, Geltung beihält. Die Romantik aber ging jenem unverlierbaren Wissen im Volke nach, das durch jenes „Wissen“ der Aufklärung nicht ersetzbar ist und das der „Wissenschaftler“ auch nur aus dem wissenden Volke erfahren kann.

So mögen denn diese Gedanken vor allem eins aufgezeigt haben: daß wir im Volksgedächtnis eine der lebenerhaltenden Kräfte des Volkes vor uns haben und daß ihm darum die größte Beachtung gebührt, auch wenn bei oberflächlicher Betrachtung das Volksgedächtnis unzuverlässig erscheint. Es zeigt sich aber, daß, wo echte und ungefälschte Überlieferung durch das Volksgedächtnis vorliegt, auf seinen Bericht unbedingt Verlaß ist, wenn nur die Form richtig verstanden wird.

Mag Schumann

(1) Albert Klebebusch, Das Königsgrab von Seddin (Führer zur Urgeschichte 1), Augsburg 1928. – (2) Leo

Grodenius, Schlafschunde im Sinne des Kulturverdens. Leipzig 1932, S. 53. – (3) M. S. Kalndt, Geschichte und Volkskunde, Gernowig 1913. – (4) Fredgar's Chronik I, 37; II, 64. – (5) W. Wundt, Physiol. Psychologie, 5. Aufl. III., 631 ff. – (6) E. S. Kolbenheyer, Zur Psychologie der Sagenbildung (Das literarische Echo 23, Heft 21 [1921], Sp. 1283 ff.).

## Erwecker der Vorzeit

**Walter Beek.** Mit dem Ableben von Dr. phil. Walter Beek, dem Direktor der Staatlichen Altertümersammlung in Stuttgart und Bodendenkmalpfleger in Württemberg, der am 11. Februar 1941 im Alter von 54 Jahren nach kurzer Krankheit verstorben ist, hat die deutsche Vor- und Frühgeschichtsforschung einen schweren Verlust erlitten.

Walter Beek ist am 28. Juni 1886 in Wittenrodt, Kreis Birkenseld geboren. Seine Jugendjahre hat er in Bremen verbracht, das er stets als seine eigentliche Heimat betrachtet hat. Nach dem Studium der mittelalterlichen Geschichte an den Universitäten Heidelberg, Göttingen und Marburg machte er als Kriegsfreiwilliger den Weltkrieg mit Auszeichnung mit, zuletzt als Leutnant der Artillerie und kam nach kurzer Assistenzzeit in Marburg im Jahre 1921 als Volontär an die Altertümersammlung in Stuttgart. Hier wurde er wissenschaftlicher Hilfsarbeiter, dann Museumsassistent und Konservator. Im Jahre 1934 erhielt er die Leitung der Altertümersammlung und des Schlossmuseums, der 1936 seine Ernennung zum Direktor folgte. Bei der Neuordnung des Württembergischen Landesamtes für Denkmalpflege wurde er mit der Leitung der Bodendenkmalpflege betraut, nachdem er kurz vorher schon Museumspfleger des Landes geworden war. Eine besondere Ehrung bedeutete für ihn seine Wahl zum Mitglied des Archäologischen Instituts des Deutschen Reiches im Jahr 1928.

Obwohl ihm die Verhältnisse in Württemberg fremd waren, arbeitete sich Beek in diese so erfolgreich ein, daß ihm schon frühzeitig die Bearbeitung der alamannischen Denkmäler des Landes als hauptsächliches

Arbeitsgebiet übertragen wurde. Seine erste selbständige Veröffentlichung (1924) galt dem Alamannen-Friedhof von Oberflacht, dessen Fundstücke ihm besonders geeignet erschienen, die Kultur unserer Vorfahren im Lichte neuer Forschung zu zeigen. Diese erstmalige intensive Beschäftigung mit den Altertümern der Alamannenzeit war für seine weitere Forschung richtungswesend. Beek erkannte die Unzulänglichkeit der früheren Grabungsergebnisse, die oft nur dem Zufall zu verdanken waren, und fasste den Plan, systematisch die Ausgrabung ganzer alamannischer Friedhöfe zu betreiben, um über die Vergangene der Kunde hinaus zu neuen Erkenntnissen über die geistige Art unserer Vorfahren zu gelangen. Zwar konnte er erst im Jahre 1934 seinen längst gehegten Wunsch erfüllen, den berühmten Oberflachter Friedhof erneut mit dem Spaten zu erforschen. Es gelang ihm trotz des Kaudbaus, der im späten 19. Jahrhundert dort getrieben wurde, außer Metallgegenständen eine größere Anzahl von Gefäßen und Geräten aus Holz zu bergen, die in einem neu erarbeiteten Verfahren präpariert, jetzt den Stolz der Stuttgarter Sammlung bilden und es nur bedauern lassen, daß nicht schon die Fundstücke des Jahres 1846, die gegenständlich nicht weniger wichtig waren, nach diesem neuen Verfahren konserviert werden konnten. Weitere Ausgrabungen betrafen die großen Reihengräberfriedhöfe von Holzgerlingen bei Böblingen und von Nusplingen bei Spalchingen, bei denen nicht nur äußerst wertvolle Kunde gemacht, sondern darüber hinaus auch wichtige Schlüsse zur Siedlung und Kultur der Alamannen der Völkerwanderungszeit gezogen werden konnten. Damit sind die wichtigsten Grabungen verzeichnet, neben denen hier noch eine unendliche Zahl von Einzelgrabungen ging, die von Beek durchgeführt worden sind. Es ist bei Beeks umfassender Kenntnis der schwäbischen Vorgeschichte selbstverständlich, daß die Alamannenforschung nur den Mittelpunkt seiner Lebensarbeit bildete. Ebenso sehr lag ihm die Klärung der Siedlungsverhältnisse vor der Völkerwanderungszeit in Württemberg am Herzen. So hat er über die Heuneburg bei Hundersingen geschrieben, die keltische Burg auf dem Burgberg bei Oberspeltach ausgegraben und die Spuren der Römer im Lande

verfolgt. Mit Rat und Tat unterstützte Beek die 44-Ausgrabung des Hohmichele bei Nördlingen, des umfangreichsten deutschen Grabhügels, die sein Freund Prof. Kieß, Tübingen, leitete, und einer seiner Lieblingspläne war es, die Ausgrabung des Stammsitzes der Staufer auf dem Hohenstaufen vollendet zu sehen, die 1936 begonnen, aber wegen des Krieges nicht zu Ende geführt werden konnte. Hand in Hand mit der praktischen Arbeit ging eine ausgedehnte publizistische Tätigkeit. Neu-land beschritt er mit der Abgrenzung des römischen Formtreises der Völkerwanderungszeit im Gegensatz zum alamannischen, die er unter Beziehung besonders charakteristischer Fundstücke festlegte. Für die Ortsnamenforschung zog er die Ergebnisse der Ausgrabung der alamannischen Reihengräber-Friedhöfe heran, immer betonend, daß nur durch das Zusammenwirken der Spatenforschung mit der historischen und sprachgeschichtlichen Forschung ein klares Ergebnis der frühdeutschen Siedlungsgeschichte erreicht werden könne, eine Forderung, die er schon bei der Tagung des südwestdeutschen Verbandes für Altertumsforschung in Karlsruhe im Jahre 1926 mit den Worten aufstellte, man solle neben die Monumenta Germaniae historica die Monumenta Germanorum archaeologica stellen. In vielen Aufsätzen hat sich Beek dafür eingesetzt, und erreicht, daß sich die römisch-germanische Kommission zur Herausgabe der germanischen Denkmäler der Völkerwanderungszeit entschloß, deren 1. Band sein Werk „Die Alamannen in Württemberg“ war.

In diesem seinem Hauptwerk über die Geschichte des alamannischen Stammes hat er seine Forschungen zusammengefaßt, die er auf die Kunde aus über 700 Reihengräber-Friedhöfen aus Württemberg stützen konnte. Aus genauer Kenntnis der schriftlichen Quellen und aus eingehender Beobachtung der Umstände der Einzelkunde hat hier Beek weitgehende Schlüsse auf die Siedlung und auf die Kultur der Alamannen gezogen. So gelang ihm der Nachweis von Gräbergruppen nach Sippen und die soziale Abstufung der zu einer solchen Gruppe gehörenden Leute. Aus dem Vorhandensein mehrerer gleichzeitig benutzter Friedhöfe auf einer Markung schloß er auf ursprünglich räumlich getrennte

Siedlungen, die erst später zu einem Dorf zusammenwuchsen. Er stützte diese Annahme durch die mit Beispielen belegte Beobachtung, daß die Feldverteilung auf diesen Markungen noch bis in die Gegenwart hinein die ursprüngliche Trennung der einzelnen Siedlungsplätze erkennen läßt. Beek muß es als besonderes Verdienst angerechnet werden, hier bisher nicht beachtete Probleme angeschnitten und damit der Forschung den Weg zu neuen Zielen gewiesen zu haben. Die Übertragung der Leitung der Altertümersammlung und die Bestimmung des Alten Schlosses in Stuttgart zum Landesmuseum gab Beek die Gelegenheit, mit der Aufstellung der vor- und frühgeschichtlichen Sammlung nach neuzeitlichen Gesichtspunkten zu beginnen. Kurz vor Kriegsbeginn war die Einrichtung der vorgeschichtlichen, der keltisch-römischen und der alamannischen Abteilung abgeschlossen. Der Kriegsausbruch verhinderte die Eröffnung der Sammlung, die ihm so sehr am Herzen lag, daß er wenige Stunden vor seinem überraschenden Tod den Wunsch aussprach, diesen Tag noch zu erleben.

Walther Beek hinterläßt in Württemberg als Forscher und Museumsmanne eine Lücke, die sich nur schwer wird wieder schließen lassen. Nicht nur seine Berufskameraden, auch seine zahlreichen Freunde wissen, was sie mit ihm, dem aufrechten Deutschen, verloren haben. Insbesondere auch die Forschungs- und Lehrgemeinschaft Das Ahnenerbe verliert in Walther Beek einen treuen Mitarbeiter, dessen Andenken sie mit all denen, die um ihn trauern, in Ehren halten wird. Schm.

## Die Fundgrube

Eine Beziehung zwischen Wort und Sinnbild. Die Wortdeutung ist in der deutschen Sprachwissenschaft von Anfang an ein sehr beliebtes Gebiet gewesen. Am Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurden

aus der Geistesströmung dieser Zeit, die kühne Entdeckungen liebte aber die Sprachgesetze noch nicht kannte, manche gewagte Wortdeutungen und Wortbeziehungen aufgestellt. Viele von diesen Gebäuden wurden im Laufe des 19. Jahrhunderts von den Grammatikern niedrigergerissen. Die fortschreitende Sprachwissenschaft entdeckte klare und eindeutige grammatikalische Gesetze, die durch die vergleichende Sprachforschung erhärtet wurden. Alle Deutungen müssen hier ihre Rechtfertigung antreten. Diese so dringend nötige und fruchtbare grammatikalische Schule drohte, beeinflusst durch die allgemeine Entwicklung der Zeit, sich als Einzelbühlzucht abzukapseln und zu einem Buchstabenexergieren zu werden. Um die Sprachwissenschaft aus dieser Isolation zu lösen, und sie für weitere Gebiete fruchtbar zu erhalten, begann zu Beginn unseres Jahrhunderts eine neue Bewegung, die mit dem Begriff „Wörter und Sachen“ zu umschreiben ist. Von den Sachen wurde auf die Sprache genommen und von der Sprache auf Deutungen der Sachen versucht. Darüber hinaus werden in jüngster Zeit vor allem auch von Vertretern des Ahnenerbes, neue Wege beschritten, indem ganze Glaubwürdigkeit bei den Wortdeutungen berücksichtigt werden. Diesen Anregungen folgend, möchte ich hier noch einmal das Problem Jul anschnellen und von der Seite der Sinnbildkunde beleuchten.

Das Wort Jul bezeichnet heute in Norddeutschland, Skandinavien und England das Weihnachtsfest. Es ist uns überliefert von dem Bruchstück eines gotischen Kalenders, in dem der Monat „Naudaimbair (= November)“ durch die Bezeichnung „fruma Juleis“ = Monat vor dem Julmonat wiedergegeben wird. Dieser Bezeichnung entspricht ein „fruma sabbato (Marlus 15, 42) = Tag vor dem Sabbat = Freitag. Beda nennt in seinem Kapitel über das angl. Jahr „gylfi“ als gemeinsamen Namen der Monate Dezember und Januar. Bei den Isländern gibt es einen Monatsnamen plir zur Bezeichnung der Zeit von Mitte November bis Mitte Dezember. Diese drei Monatsnamen bedeuten also eine Zeitperiode, und diese Zeit fällt in die Mitte des Winters. Diese Monats- oder Jahrzeitenamen erklärt Braune (1) als Ableitungen mit io-Eussig und grammat. Wechsel von



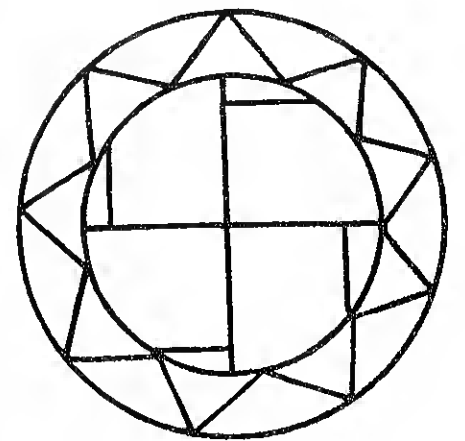
einem Stammwort, das sich in altn. *iol* (schwed. *dän.* *jul*, ags. *eol* wiederfindet. „Das Wort hat unzweifelhaft ursprünglich Milt-, winter, Winter Sonnenwende und sodann das an dieser gefeierte Fest bedeutet: nur in der Bedeutung als ‚Fest‘ ist es tatsächlich überliefert.“ (2) Martin P. Nilsson (3) hat überzeugend nachgewiesen, daß das Wort *jul* die Bezeichnung eines germanischen Kultfestes war. Die finnische Sprache besitzt Lehnwörter skandinavischen Ursprungs, die ihrem Lautstand nach vor der christlichen Zeit entlehnt sein müssen. Ein solches finnisches Lehnwort ist *joulu*, der Name für Weihnachten, für das Prof. Wiskund, auf den sich Nilsson beruft, folgende Erklärung gibt: „Finnisch *joulu*, das nur in der Bedeutung Weihnachten vorkommt, ist, obgleich der Diphthong der ersten Silbe schwer erklärlich ist, sicher in vorchristlicher, und zwar sicherlich vor der Wikingzeit in urnordischer Zeit entlehnt worden, wie das *u* der zweiten Silbe zeigt. Die lappischen Formen des Wortes (*juovla* u. a.) sind aus dem Finnischen entlehnt. Neben *joula* gibt es im Finnischen (nicht im Lappischen) ein zweites Wort *juhla*, das ‚Feier, Fest im allgemeinen ohne Beziehung auf eine bestimmte Jahreszeit bedeutet.“ (4) Finnisch *juhla* wird wie *joulu* in urnordischer Zeit entlehnt sein. Die Bedeutung des Wortes ist demnach Zulfest. Snorre Sturlasson berichtet an mehreren Stellen von dem heidnischen Zulfest und den Versuchen der norwegischen Könige, es mit dem christlichen Weihnachtsfest zu verbinden. Von der Bedeutung dieses heidnischen Opferfestes sagt er, daß man am Mittwintertage für das Keimen und die Fruchtbarkeit des neuen Jahres opfere. In dem Mittelniederdeutschen Wörterbuch von Schiller-Lübbers (Bremen 1876, S. 410, 11) heißt es aus der Lübecker Chronik 1, 443: „int iar 1318 de koningh van Dennemarken bat sine beden brodere vruntliken to sineme iul up des hyligen kerstes dach.“ Danach haben wir als gesicherten Bestand die Tatsache eines germanischen heidnischen Kultfestes zur Zeit der Winter Sonnenwende. Für die Ableitung des Wortes *jul* sind verschiedene Versuche unternommen worden. So hat E. Bugge (5) *jul* aus urgermanisch \**jehwela* herleiten wollen, das eine Parallelbildung zu lat. *joculus* sei. Diese Deutung ist

von Meringer (6) aufgegriffen worden. Er setzt verschiedene Wortstämme zusammen, die in einen Begriffsbezirk gehören: \**lequ* = „bezaubern, beschwören“, Al. *pacati* = „dittet, fleht“, \**lequti* = „Bezauberung, Beschwörung“, \**lequā* = „Fest der Bezauberung“, dann „Scherz, Lust, Spiel“. Nilsson hat diese Deutungen aus sachlichen Gründen abgelehnt. Weit verbreitet sind heute die Erklärungen von Kluge (7) und Göge (8), die für *jul*, mnd. *jul*, ags. *geol*, gothol. *anord*, jöl, ahd. \**gehal* eine Grundform \**jehwola* erschließen. Dieses Wort setzt Kluge in Verbindung mit anord. *el n.* aus *jihla* = Schneegestöber. Er deutet \**jehwola*, *jul* als „Zeit der Schneestürme“. Eine andere Deutung bringt D. Schrader in seinem Reallexikon der idg. Altertumskunde 2, 72, der *jul* zu idg. \**jegala* oder \**jeghala* stellt mit der Bedeutung „Finsternis, Dunkel“; *jul*zeit ist die dunkle Jahreszeit. Die beiden Deutungen von Kluge und Schrader sind sachlich sehr ansprechend; vorausgesetzt, daß der Name *jul* ursprünglich zur Bezeichnung einer Jahreszeit diente. Nun hat Braune darauf hingewiesen, daß die Monats- oder Jahreszeitnamen Ableitungen sind. Ich möchte daher die Bedeutung des Namens *jul* enger mit dem Kultfest dieser Jahreszeit in Verbindung bringen.

Einige der ältesten Deutungsversuche des Wortes *jules* ohne sprachwissenschaftliche Grundlage setzen *jul* = *Rad*. Diese Gleichung versuchen schon Arnici, Emdrische Heidenreligion . . . , Hamburg 1691 und Joh. Peter Schmidt, Fastel-Abends-Gebrauche in Mecklenburg, Rostock 1742. Jakob Grimm (S.D.G., I, S. 107) nimmt diese Deutung wieder auf, weil er an das Symbol der Sonne, das *Rad*, dachte. Zuletzt kehrt sie bei Paul Hermann, Nordische Mythologie, 1903, S. 508, wieder. Diese Deutungen setzen *jul* in Beziehung zu engl. *wheel*, ags. *hwēol*, ahd. *hōl* = *Rad*. Sprachgeschichtlich ist diese Gleichung wegen des anlautenden *h* bzw. *hw* nicht möglich. Eine weitere Möglichkeit erwägt Braune in dem oben genannten Beitrag: Er setzt germ. \**lekylo* zu idg. \**lekyol* = Jahreswende; er leitet das Wort aus der Wurzel *lel* = „sich drehen“ her. Mit dieser Erklärung, die sich auch zu der Erklärung von Meringer in eine Sinnbeziehung bringen

läßt, kommen wir zu einer Gleichung *jul* = Winter Sonnenwende = Sonnenwende = Drehung des Sonnenrades. Sehen wir zunächst von den sprachgeschichtlichen Möglichkeiten ab. Von besonderer Bedeutung bleibt für uns, daß in der Volks-etymologie *jul* mit *Rad* in Verbindung gebracht wurde. Diese Verbindung ergibt sich einmal aus der Klangverwandtschaft der beiden Wörter im nord., engl. und fries., zweitens aus dem Brauch zum Zulfest. Schiller-Lübbers schreibt in seinem Mnd. Wb., S. 410, 11: *jul*, altn. *iol* = „Weihnachtsfest (oder Sonnen-)wende“. Leider sind zu dieser Behauptung keine Quellen angegeben. Nehmen wir aber diese Gleichung *jul* = Winter- oder Sonnenwende an, dann ergibt sich aus dem Sinnbezirk nur die eine Deutung *jul* = Sonnenwende = sich drehen. Daß im Volksbewußtsein *jul* und *Rad* gleich gesetzt wurden, dafür zeugt folgende Stelle: Heinrich Handelman schreibt in einem Aufsatz „Nord-, elbische Weihnachten“, Jahrbücher für die Landeskunde der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg, Bd. IV, 1861, daß es im Schleswiger Brauch war, daß einer am Weihnachtsabend hinausging aus dem Dorf und ein Wagenrad von Osten her vor sich her ins Dorf rollte. Das nannte man „*weilbe jul in*“ = Weihnachten hineinrollen. Hier ist die Verbindung von *Rad* und *jul* handgreiflich. Wir sehen, wie sich Name und Sinne des Festes in dem Symbol miteinander verbinden und eine Einheit werden. Aus der Sinnbildkunde erhalten wir für diese Beziehungen schwerwiegende Hinweise, die ich hier nur in Andeutungen bringen kann. Oskar Montellus, „Das *Rad* als religiöses Sinnbild in vorchristlicher und christlicher Zeit“ (Übersetzt von H. Lorenzen, Zs. Prot. methus., 16. Jg., 1905) weist auf S. 282 darauf hin, daß an vielen Runenstäben der Weihnachtstag durch ein vierseitiges *Rad* bezeichnet wird. J. D. Gräter, „Mecklenburgische neueste Schriften aus Deutschland“ (Jdunna und Hermode, Jg. 1816, S. 78 ff.) bespricht einen deutschen Runenstabalender aus dem Beginn des 15. Jahrhunderts. Die christlichen Feiertage werden mit ihren Attributen bezeichnet. Zum ersten Januar aber erscheint eine Sonne. S. 80. „Nicht genug, diese

Sonne ist in ein *Rad* eingeschlossen, und um anzudeuten, daß dieses *Rad* umlaufe, und zwar vorwärts, in ein neues Jahr, sind in der Mitte vier Schaufeln angebracht.“ Das Bild hat folgendes Aussehen:



Wir haben in diesem Bilde zur Bezeichnung des neu beginnenden Laufes der Sonne die sichtbare Gleichung: Sonne - *Rad* - *Hafenkreuz*.

Unter den Gebildbrotten zur Winter Sonnenwende finden wir vierseitige Radgebäcke öfter vertreten. J. D. Gräter, „Das Fest des Sonnenrads und das Sonnenbrot“ (Jdunna und Hermode, Jg. 1814/15, S. 18 ff.) weist darauf hin, daß zur Winter Sonnenwende ein Kuchen „in Gestalt eines Rings mit vier Speichen in Form eines Kreuzes in der Mitte“ gebacken wurde. Heute noch wird das gleiche Gebäck am Neujahrstage in Elberfeld verschenkt, und Karl v. Epieß (10) weist es aus dem Elbtal, Elberstadt nach. Drittens sei auf das Sternsingen verwiesen, das Robert Stumpfl (11) überzeugend als eine christliche Überlieferung alten Brauches nachgewiesen hat. Bei dem Sternsingen wird ein *Rad* benutzt, das in dauernde Umdrehung gehalten werden muß. Ludwig Schrader (12) belegt es folgendermaßen: „Mit einem an einem Stabe angebrachten geschmückten Rade, das einen Stern vorstellen sollte, gingen in Böhlen die jungen Burschen von Haus zu

Haus am Abende vor Dreikönigen oder am Fest selbst." Stumpff stellt dazu das Scheibendrehen und Radrollen; „schon im Jahre 831 wurde durch solchen Brand das Kloster Fulda in Brand gesteckt. In manchen Gegenden Schlesiens wurde das Rad zu Weihnachten durchs Dorf gerollt. In Skandinavien findet sich der gleiche Brauch am Julabend." (13) In diesen Bräuchen sieht Stumpff eine keltische Unterfützung des neuen Sonnenumlaufs nach dem mittwinterlichen Stillstand. Aus dem gleichen Gedankengang läßt sich das Verbot des Raddrehens während der Zwölften erklären. Vorstellungen des Volksglaubens, die damit verbunden sind, finden wir noch in unseren Tagen lebendig.

Als ein Beispiel für viele führe ich E. Strackerjan an (14): „Ein Bauer zu Hagenbögen, Kp. Meckl., kam eines Abends in den Zwölften spät nach Hause. Als er nahe beim Hause war, kamen seine Kinder mit der Schiebkarre und hatten Feuerung geholt. Sofort fing er an zu rufen und zu schreien, und sie mußten auf der Stelle abwerfen. Er nahm die Karre auf die Schulter, hielt das Rad mit der Hand fest, damit es nicht etwa aus Zufall rund laufe, und trug sie so nach Hause, wo sie eingeschlossen und dadurch vor unvorsichtigem Gebrauche bewahrt wurde. Als er zu Hause den Vorfall erzählte, fing seine Frau an zu weinen und sagte, nun werde es ihnen schlecht ergehen; die beste Ruh müßten sie schon gewiß verlieren, aber noch mehr sei zu fürchten." Um sich davor zu bewahren, nahmen sie ein jähriges Kalb und brachten es weit vom Hause in die Heide, um so den „höllischen Hunden ein Futter" zu geben. S. 462 berichtet Strackerjan aus Garen bei Linder, daß dort ein Wagen bei einem Hause in den Zwölften seinen Standort ändern mußte. Statt den Wagen aber einfach fortzuschieben, habe ihn der Besitzer auseinandergenommen, zu der neuen Stelle hingetragen und ihn dort wieder zusammengekehrt.

Diese Hinweise, die sich räumlich und zeitlich weiter ausdehnen lassen, mögen genügen. Wir haben gesehen, daß das Einbild „Rad" mit dem Brauchtum zur Winter Sonnenwendezeit und zum Julfest eng verbunden ist. Wir erkennen, daß auch sprachgeschichtliche Beziehungen Jul – „sich drehen" offen bleiben.

Wir haben die volksetymologische Verbindung von Jul zum Rad und damit zum Sinn des Mittwinterfestes, auf die wir ganz besonderen Wert legen. Sie ist uns ein Zeugnis für die noch lebendigen Glaubensvorstellungen in Verbindung zur Winter Sonnenwende. Diese Belege sind zusammengekommen so stark, daß das Wort Jul aus dem Sinnbezirk „sich drehen", „Sonnenwende" nicht zu lösen ist. Wir haben gesehen, daß bei der Aufhellung von Sinnbezirken auch der Volksetymologie eine Bedeutung zukommt. Werner Schulte

- (1) Braune, Beiträge 43, 1918, S. 412 ff. – (2) Braune, Beiträge 43, 1918, S. 412/13. – (3) M. P. Nilsson, Studien zur Vorgesch. d. Weihnachtsfestes, Archiv für Religionswissenschaft, 19. Bd., 1918/19, S. 50 ff. – (4) M. P. Nilsson, a. a. D., S. 138. – (5) E. Bugge, Archiv für nordist. filolog. IV, 1886, 135. – (6) H. Meisinger, Der Name des Julfestes. Zf. Völker und Sprachen, 1913, S. 184 ff. – (7) Fr. Kluge, Engl. Stud., 9, 1886, 312. – (8) A. Göge, Ztschr. f. dt. Phil., 49. Bd., 1923, S. 286/87. – (9) Kluge-Göge, Etymologisches Wörterbuch der dt. Sprache, 134, S. 270. – (10) Karl v. Spleß, Grundlinien einer Formen- und Gestaltentheorie der Gebärdensprache. Die Gebärdensprache der dt. Volksg., hrsg. von D. A. Gild, Berlin 1934, S. 391 ff. – (11) Robert Stumpff, Das Fortleben germ. Kultspiele im Volksbrauch. Das Dreikönigs- oder Sternsingen. Zf. f. Deutschtd., 1937, S. 253 ff. – (12) Ludw. Strackerjan, Aberglaube und Sagen aus dem Herzg. Oldenburg, 2. Aufl., Oldenburg 1909, 2. Bd., S. 44. – (13) R. Stumpff, a. a. D., S. 264. – (14) E. Strackerjan, a. a. D., 1. Bd., S. 461.

Vom „Königsprung" der Germanen. Schon mehrfach war die Frage nach der Ausführbarkeit des „Königsprunges" erörtert worden, – jenes Sprunges über sechs Pferde durch den Teutonenkönig Teutobod, der die Bewunderung des römischen Schriftstellers Florus erregt hatte. Die Ungewöhnlichkeit einer solchen Leistung schien zunächst den Gedanken, daß es sich hierbei um einen Freisprung gehandelt haben könnte, abzuweisen. Und ebenso ergaben die Untersuchungen der gleichen Leistung durch moderne Sportler, daß der „Königsprung" auch in der Gegenwart ohne technische Hilfe (Federbrett) nicht ausgeführt werden war.

In der Zeitschrift „Volk und Vorzeit" (3/1939) hat Dr. Stemmermann jedoch nachgewiesen, daß der Sprung des Teutonenkönigs eine zwar außergewöhnliche, aber dennoch durchaus ausführbare Leistung dar-

stellte. Als Unterlage diente ihm die Höchstleistung (von 1926) im Hoch-Weit-Sprung innerhalb der Deutschen Turnerschaft, in der im Absprung von ebener Erde mit einer Höhe von 1,60 m eine Länge von 3,20 m erreicht wurde. Darauf ermittelte er durch Messungen sowohl am „Hallenreiter" als auch an lebenden Urwildpferden die durchschnittliche Höhe (etwa 1,17 m) und Breite (53–54 cm) der germanischen Pferde, die sich bekanntlich von unseren heutigen Pferden erheblich unterscheiden. Durch Einrechnung eines gewissen Abstandes zwischen den sechs Pferden ergab sich nun ein Hindernis, das sich genau in die aus den Zahlen des Hoch-Weit-Sprunges durch den deutschen Turner errechnete Sprungparabel einfügte. Somit erbrachte die Berechnung den Nachweis, daß der ohne technische Mittel ausgeführte Sprung des Teutonen den Anforderungen des germanischen „Königsprunges" entsprechen haben würde. Egidio Hunke

## Die Bücherwange

Erwin Wieneke: Untersuchungen zur Religion der Westslaven, Forschungen zur Vor- und Frühgeschichte, herausgegeben von Leonhard Franz, Heft 1, Leipzig 1940, Otto Harrassowitz: 327 S., 19 Tafeln. Kart. RM. 18.–, geb. RM. 20.–.

Wienekes umfangreiche Arbeit ist eine erweiterte Leipziger Dissertation, die H. Haas anregte. Um es vorweg zu nehmen: es handelt sich um ein grundlegendes Werk, das insbesondere auch der Germanenforscher zu beachten hat. Die vielen Ergebnisse der Arbeit und die neuen Fragestellungen, die sie eröffnet, können nicht im einzelnen aufgezeigt werden. Hervorgehoben sei der klar herausgearbeitete Beitrag zur germanischen Religionsgeschichte, den das Buch liefert. Von der Religionsgeschichte her wird die Kontinuität der germanischen Bevölkerung im nachmaligen westslawischen Raum erwiesen. Diese Dar-

legungen des Verfassers ergänzen in ausgezeichneter Weise Bestellungen der vorgeschichtlichen Forschung. Von den übrigen Untersuchungen sei erwähnt die eingehende Behandlung der Frage der mehrköpfigen Elawengötter. Die Existenz mehrköpfiger Gottheiten bei den Elawen wird vom Verfasser überhaupt in Frage gestellt. Zeitig ist nach seiner Darstellung nicht der dreiköpfige Gott, sondern das Dreihügel-Heiligtum. Sehr beachtenswert ist die kritische Beleuchtung der Berichte über slawische Götterbilder; allerdings geht der Verfasser hier in der negativen Kritik doch vielleicht zu weit. So bestechend auch seine Beweisführung ist, so wird z. B. nicht beachtet, daß die Gestalt des Swantowit, wie sie Sago beschreibt, übereinstimmt mit der Form der Bilder von Hausgöttern, wie wir sie aus Deutschland und dem Norden kennen. Nach Sago hält die Rechte des Swantowit ein Horn, das der Priester mit Met füllte. „Die Linke stellte einen Bogen dar, da der Arm zur Seite gestemmt war". Diese Überlieferungen Sagos müßten einmal im genannten Zusammenhang behandelt werden. Das Buch Wienekes bietet viele Einzelresultate und reiche Anregungen. Sehr wertvoll sind auch, wie zum Schluß noch hervorgehoben sei, die umfassenden Schrifttumsverzeichnisse. Otto Huth

Königsgut und Königsforst im Zeitalter der Karolinger und Ludolfinger und ihre Bedeutung für den Landausbau. Von Friedrich Ranzl. Halle 1939. Mag. Niemeyer Verlag (Volk in der Geschichte, Bd. 3). RM. 9.60.

Bei der Untersuchung von Grundbesitz, Landbesetzungen und Reichsgut deutscher Könige ist bisher besonders die rechtliche und wirtschaftsgeschichtliche Seite betrachtet worden. Neuartig ist der von Ranzl unternommene Versuch, aus dem leider nur spärlichen Urkundenmaterial die Verdienste des Königtums für den Landausbau nachzuweisen. Voraussetzung zu dieser Arbeit war eine völlige Neubearbeitung und Zusammenstellung der Quellen für die Zeit der Karolinger und Ludolfinger im Raum des bisherigen deutschen Reiches. Die Ergebnisse wurden auf zwei Karten im Maßstab des deutschen Sprachatlas dargestellt. Bei der ersten, welche die fränkische Zeit bis zum Tode Konrads I.



erfaßt, wird nur das vergabte Reichsgut verzeichnet. Als Mittelpunkt der königlichen Macht treten das Mittel- und die ehemals von den Römern besetzten Gebiete hervor. Auf der anderen Karte – Zeit der Ludolfinger bis zum Tode Heinrichs II. – liegt der Schwerpunkt auf dem alten Germanenland in und um den Harz und im Kolonialland. Daran anschließend folgt eine Untersuchung der Königsforste im Zusammenhang mit Reichs- oder Königsgut. Ein gutes Beispiel bietet die mittelhessische Senke, wo sich die Menge der feststellbaren Reichsgutorte in und um die Königsforste lagert, während sie außerhalb nur schwach in Erscheinung treten. Daraus ergibt sich der Nachweis des bewussten Landausbaus durch das Königtum. An Hand der beiden Karten und der Auswertung der Quellen wird das Ausgreifen der Könige in Deutschland deutlich. Ihre Mitbeteiligung am Landausbau stellt eine große Leistung dar. „Das Königtum war Bahnbrecher und Lehrmeister für sein Volk, vor allem für die Großen und rassistisch wertvollen seines Volkes, und nahm in demselben, so lange es noch nicht angekränkt war, bewußt oder unbewußt, seine natürliche Stellung ein: als Wegbereiter für ein größeres Deutschland.“ Hellmuth Gruß

**Deutsche Burgengeographie.** Von Lothar Niedberg. Leipzig 1939, Berl. Karl W. Hiersemann, Gangelin geb. NM. 9.50. Bisher fehlte im Burgen-Schrifttum eine zusammenfassende Darstellung aller Burgen deutschen Ursprungs. Selbst die große „Burgenkunde“ von Piper erfaßte nur einen Teil des Gesamtbestandes. In zwölfjähriger Arbeit ist es Lothar Niedberg gelungen, eine Sammlung von 2000 Aufnahmen herzustellen, welche die wichtigsten Burgen aus Großdeutschland, Böhmen, Jugoslawien, Mähren, Schweiz, Elfaß, Belgien, Niederland und Italien enthält. Das auf Grund dieses Materials vorliegende Handbuch bringt als Einführung eine Übersicht aus der Geschichte des deutschen Burgenbaues und eine Untersuchung der wehrpolitischen Aufgaben der Burg. Besonders hervorzuheben ist hier die Klarheit der Definition der Burgenarten, welche durch Einführung neuer Bezeichnungen (Zalspornburg) ergänzt

wird. Das Kernstück ist das Gesamtverzeichnis der Burgen nach Flußläufen geordnet, dem noch zwei Register der Flüsse und Burgen beigelegt sind. Diese alphabetische Erfassung wird erweitert durch einen Überblick der Verbreitung der Burgen nach Landschaften und Ländern und durch eine kurze Darstellung der Grundrisse und Baustoffe. Bei einer Neuauflage wäre eine noch reichlichere Ausstattung des Bilderteils zu begrüßen. Hellmuth Gruß

**Dr. Robert Zander und Dr. Clara Zeschner: „Der Rosengarten.“** Eine geschichtliche Studie durch 2 Jahrtausende aus: Quellen zur Geschichte des Gartenbaues. Gartenbauverlag Erwigisch und Sohn, Frankfurt a. d. O. und Berlin. NM. 3.50.

Im Kulturleben aller Völker Europas und besonders auch Vorderasiens spielt die Rose als Sinnbild und Gleichnis ebenso wie der Rosengarten eine bedeutsame Rolle. In der Rose, im Rosenhag und Rosengarten der Märchen und Sagen finden wir zarteste Empfindungen und stärkste Erlebnisse bildhaft und voll von poetischem Gehalt dargestellt. Dr. Zander und seine Mitarbeiterin Dr. Clara Zeschner haben mit Fleiß, Verständnis und Erfolg all die Quellen zur Kulturgeschichte der Rose und des Rosengartens zu einer Einheitlichkeit zusammengefaßt, die auf solche Weise zu einem wertvollen, kurzgefaßten und doch gründlichen und einheitlichen Werk geworden ist. Der Text wie die vielen und gut gewählten Bilder dienen gleichermaßen der Anregung wie der Belehrung. J. Kolbrand

#### Berichtigung

„Eine Kultstätte im Elbsandsteingebirge.“ Bei der Bebilderung dieses Aufsatzes S. 65 ff. ist auf S. 69 durch ein technisches Versehen eine Verwechslung der Bilder eingetreten. Die unterste Abbildung gehört zu oberst, die oberste in die Mitte und die mittlere nach unten. Nach dieser Auswechslung der Bilder ist die bisherige Reihenfolge der Begleittexte richtig.

## Die Weltliteratur

1941 / Heft 3

**AUFsätze** von Mandywel: Wirklichkeit und Literatur. Hans Ernst Schneider: Tat und Trug, Zur ostpreussischen Dichtung der Gegenwart. Agnes Miegel: Ostpreußen und seine Menschen. Walther Jantzen: Deutsche Leistung im Osten. Heinz E. Kroeger: Die wartheländische Dichtung der Gegenwart. Zwei Briefe: Von lebenswahren und „effektvollen“ Ostpreußenbüchern, Dichtung im Volkstumskampf. Eberhard Ter-Nedden: Zerrbilder aus Schlesien. Karl Thulke: Der deutsche Buchhändler im Osten.

Hansgeorg Buchholtz: Vor der Mahd.

\*

**GEDICHTE** von Hans Baumann, Agnes Miegel, Gertrud Papendick, Rudolf Thurnau.

\*

**BUCHBESPRECHUNGEN** von H. J. Beyer, H. Böhrsch, H. Boehm, K. Eggers, H. Franke, H. W. Hagen, W. Heinrichsdorff, H. Lüpke, B. Payr, H. E. Schneider u. a.

\*

**4 KUNSTDRUCKSEITEN** mit Bildern von Eduard Bischoff, Gerd Eisenblätter, Alfred

Partikel.

\*

Preis 30 Pfennig

SCHWERTER-VERLAG / BERLIN-DAHLEM

**Das nationale Sammelgebiet Notgeld 1914-1924**  
von höchstem u. bleibendem Geschichtswert.  
Herbert Bodenschatz, Hamburg 33 Ansichtsrendungen u. Preisliste unverbindl.

Hauptgeschäftsführer: Dr. J. Otto Plasmann, Berlin-Dahlem, Päcklerstr. 16. Anzeigenleiter: Gerda Gräbeberg, Berlin-Dahlem. Abnehmer-Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7-11. Buchdruck Kasner & Galtow, München. Offsetdruck J. P. Himmer, Augsburg. Gesamte grafische Gestaltung: Eugen Niedlinger, Augsburg.